



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

*Standhafter als ihre Feldherren und
Wie eine ordentliche Hausfrau.*

Karl Tschuppiks Biographie über Maria Theresia

verfasst von

Sabine Wodni

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 344

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramtsstudium UF Deutsch/UF Englisch

Betreut von:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder

*Ich ziehe meine Generation den nachfolgenden vor;
wir bewahren zumindest die Erinnerung an eine bessere Welt.*

Karl Tschuppik¹

¹ Auszug aus Karl Tschuppiks Dankschreiben von 1936 an den Allert de Lange Verlag, Amsterdam, für die Gratulation zu seinem 60. Geburtstag. Zitiert in: Deutsch, Georg B. (2014): Karl Tschuppik. In: Soma-Morgenstern.at. Link: <http://soma-morgenstern.at/userfiles/file/KTv20141105.pdf>, S. 14. Aufgerufen am 12.3.2015.

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder für den entscheidenden Hinweis bei der Themenfindung sowie die anregenden Rückmeldungen und die hilfreiche Unterstützung während der Betreuung dieser Diplomarbeit.

Cornelia Peka, die mich durch das gesamte Studium hindurch mit einem stets offenen Ohr als Freundin und Kollegin begleitet hat und sich die Zeit nahm, die Arbeit Korrektur zu lesen, möchte ich großen Dank aussprechen; ebenso Julia Zacher, die in der Endphase meines Studiums nicht nur als sportliche Motivatorin fungierte, sondern auch ihre Fähigkeiten als Lektorin zur Verfügung stellte.

Sämtlichen Freunden, Verwandten und Bekannten, die Interesse für die Diplomarbeit und Verständnis für meinen Zeitmangel während ihrer Entstehung aufbrachten, möchte ich an dieser Stelle ebenfalls danken.

Meinem Partner Till Hazod danke ich für den Rückhalt und die große Unterstützung während der letzten Monate.

Widmen möchte ich diese Arbeit meinen Eltern, die mir immer zur Seite standen, so vieles ermöglichten und denen ich unendlich dankbar bin.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....	9
1.1 Ziele der Arbeit.....	9
1.2 Forschungsstand/Quellenlage.....	11

Teil I: Theoretische und historische Voraussetzungen.....

1 Biographischer Hintergrund.....	14
1.1 Karl Tschuppik.....	14
1.1.1 Frühe Jahre.....	14
1.1.2 Berufliches Wirken.....	15
1.1.3 Politische Einstellung.....	16
1.1.4 Anekdoten.....	19
1.1.5 Exil und Tod.....	20
1.2 Maria Theresia.....	23
1.2.1 Frühe Jahre.....	23
1.2.2 Das Erbe.....	23
1.2.2.1 Zum Titel Maria Theresias.....	25
1.2.3 Maria Theresia im Krieg	25
1.2.4 Ehe und Familie.....	28
1.2.5 Tod und Hinterlassenschaft.....	30
2 Gattungsgeschichte der Biographie.....	32
2.1 Definition	32
2.2 Bedeutung in der Literatur.....	34
3 Maria Theresia in der Biographie	39
3.1 Darstellung in modernen Biographien: eine Auswahl	39
3.1.1 Franz Herre: Maria Theresia. Die große Habsburgerin. (1994).....	40
3.1.2 Hannes Ettlstorfer: Maria Theresia. Kinder, Kirche und Korsett. (2008).....	41
3.1.3 Dieter Wunderlich: Vernetzte Karrieren: Friedrich der Große, Maria Theresia, Katharina die Große. (2000).....	43
3.1.4 Vergleichende Darstellung der vier Biographien.....	45
3.2 Karl Tschuppik als Habsburger-Biograph.....	47
3.2.1 Künstlerisches Wirken in dieser Gattung.....	47
3.2.2 Habsburger-Bezug.....	52

3.2.3 Zeitbezug.....	54
3.2.3.1 Entstehungszeit von Tschuppiks Habsburger-Biographien.....	54
3.2.3.2 Getarnte Kritik am nationalsozialistischen Regime.....	54
Teil II: Textanalyse.....	56
1 Aufbau der Biographie <i>Maria Theresia</i>	56
2 Tschuppiks Darstellung Maria Theresias.....	59
2.1 Die Frau.....	59
2.2 Die Herrscherin (Politikerin).....	63
2.3 Die Mutter.....	69
2.4 Die Kriegsherrin.....	75
3 Das alte Preußen und Nazi-Deutschland	87
3.1 Das Preußen des 18. Jahrhunderts als camoufliertes Deutschland der 1930er-Jahre.....	87
3.1.1 Friedrich II. als Unmensch.....	93
3.1.2 Preußen als Bedrohung für Österreich.....	95
4 Maria Theresia versus Friedrich II.....	98
4.1 Österreich versus Deutschland?	98
4.2 Ambitionen der verschiedenen Parteien.....	101
4.3 Das schwache Geschlecht?.....	103
5 Zusammenfassung und Resüme.....	106
6 Bibliographie	108
6.1 Primärliteratur.....	108
6.2 Sekundärliteratur.....	108
6.2.1 Texte von Karl Tschuppik.....	108
6.2.2 Über Karl Tschuppik	108
6.2.3 Nachrufe und Rezensionen.....	109
6.2.4 Über Maria Theresia / die Habsburger	109
6.2.5 Biographie (Theorie).....	110
6.2.6 Lexika.....	111
6.2.7 Erzähltheorie.....	112
6.2.8 Sonstige Quellen.....	112
7 Anhang.....	113
7.1 Abstract.....	113
7.2 Lebenslauf.....	114

1 Einleitung

1.1 Ziele der Arbeit

Der Name Karl Tschuppik (1876–1937) ist heute kaum jemandem ein Begriff. Das ist vor allem deshalb verwunderlich, weil er zu Lebzeiten zu den bekanntesten Journalisten in Wien und Prag gehörte, unzählige und vielgelesene Leitartikel verfasste und sich gegen Ende seines Lebens mit vier Biographien und einem Roman auf für ihn neues literarisches Terrain wagte. Tschuppik war in der Ära der Wiener Kaffeehausliteratur „eingebettet“ in einen Kreis von anderen Schriftstellern, deren Popularität und literarische Bedeutung bis heute nachwirkt; so zählte Joseph Roth zu seinen besten Freunden und er war Trauzeuge Ödön von Horváths.² Mit seinem eigenen Namen wurde jedoch kein ewiges Ruhmesblatt beschrieben.

Tschuppik sah sich selbst als einen der letzten „alten“ Österreicher, der laut Roth einen unverwechselbaren Dialekt³ sprach und sich liebend gern beim Heurigen aufhielt. Er war ein scharfer Kritiker und der Polemik zugetan. Den Großteil seines Lebens hindurch lebte Tschuppik in der Habsburgermonarchie, an der er zwar nicht wenig auszusetzen hatte, die aber nach ihrem Zerfall immer mehr wie eine sehnlichst zurückgewünschte bessere Zeit für Tschuppik schien. Das lassen nicht nur seine Artikel und Äußerungen gegenüber Freunden, sondern auch seine Biographien vermuten; drei davon schrieb er über Habsburger. Die letzte, in der er die Lebensgeschichte Maria Theresias erzählt, erschien 1934, als sich die politische Lage für jemanden wie Tschuppik, der (letzten Endes) rigoros antinationalsozialistisch eingestellt war und daraus auch keinen Hehl machte, immer mehr zuspitzte.

Bisher hat sich die Wissenschaft Tschuppiks Biographie über Maria Theresia noch nicht, oder nur sehr sporadisch, zu Gemüte geführt. Sie ist auf dem fast schon überlasteten Markt, der Maria-Theresia-Biographien in großer Zahl anbietet, vermutlich keines der literarischen oder auch historisch und wissenschaftlich fundierten Glanzstücke – was eine Erklärung dafür sein könnte, warum das Buch quasi in der Versenkung verschwand. Das Hauptziel dieser Arbeit ist

2 Vgl. Amann, Klaus (1992): Karl Tschuppik. Der streitbare Bohemien. In: Schuh, Franz (Hrsg.): Die Dichter und die Politik. Essays zur österreichischen Literatur nach 1918. Himberg: Edition Falter/Deuticke, S. 41.

3 Vgl. Roth, Joseph: Abschied von Karl Tschuppik (1.8.1937). In Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975-1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 293.

es nun, die Biographie *Maria Theresia* aus ebendieser Versenkung zu holen und unter verschiedenen Gesichtspunkten näher zu betrachten, denn der Umstand, dass sie tatsächlich nicht zu den „besten“ Biographien zählen mag, ändert nichts daran, dass es sich um einen in vielerlei Hinsicht bemerkenswerten Text handelt.

Im Rahmen einer erzähltheoretischen Textanalyse wird genau untersucht, welches Bild der Kaiserin von Tschuppik 1934 gezeichnet wird. An dieser Stelle sei verraten, dass Tschuppik der Tatsache, dass es sich bei Maria Theresia um eine Herrscherin handelt, viel Bedeutung zukommen lässt. Zugleich lässt er die Leserschaft seinen Respekt, um nicht zu sagen seine Bewunderung, gegenüber Maria Theresia spüren; im Endeffekt führt dies zu widersprüchlichen Aussagen über die Kaiserin, wie schon der Titel der Arbeit suggeriert. Diese Widersprüche und ihre kontextuale Bedeutung werden in Teil II genauer beleuchtet. Es wird außerdem überprüft, inwieweit sich Tschuppiks Buch von moderneren Maria-Theresia-Biographien unterscheidet: ob am Ende ein ähnliches Bild derselben Person entsteht und ob der Zeitpunkt der Veröffentlichung auf die Perzeption der Kaiserin einen Einfluss hat. Um eine fundierte und verständliche Textanalyse bieten zu können, wird davor auf entsprechende Voraussetzungen eingegangen, die theoretischer und (literatur-)historischer Natur sind.

Als Karl Tschuppik *Maria Theresia* verfasste, befand sich sein Name bereits auf der „Schwarzen Liste“ der Nazis und er selbst im Exil in seiner alten Heimatstadt Wien. Dieser Umstand sowie der Fakt, dass Tschuppik sich in seinen letzten Lebensjahren unmissverständlich vom nationalsozialistischen Gedankengut abgrenzen wollte, machen besonders einen bestimmten, in der Biographie ausführlich behandelten Aspekt sehr deutlich: den Gegensatz Österreich – Preußen, der stellenweise mit Österreich und dem Deutschland der 1930er-Jahre gleichzusetzen ist. Die Biographie erschien in einem niederländischen Verlag; es ist anzunehmen, dass ein solcher Text in einem deutschen oder auch österreichischen Verlag in diesem Zeitraum nicht nur unveröffentlicht geblieben, sondern der dazugehörige Autor auch verhaftet worden wäre. Das wusste Tschuppik zweifellos – von einer Verschlüsselung seiner politischen Gedanken kann aber nur bedingt die Rede sein. Diese Details sollen anhand einiger Passagen aus der Biographie herausgearbeitet werden.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich also nicht nur mit einer klassischen Textanalyse, sondern konzentriert sich auch auf diese soeben genannte, 1934 äußerst prekäre Gegebenheit. Tschuppik war kein Märtyrer, zudem starb er vor dem Anschluss Österreichs an Deutschland und damit vielleicht zu früh, um als (österreichischer) Widerstandskämpfer bezeichnet werden zu können. Aber seine offensichtliche Intention, schärfste Kritik am damals herrschenden Regime im Rahmen einer Biographie über eine Habsburgerin zu üben und zugleich seine Österreich-Affinität zum Ausdruck zu bringen, verdient zweifellos Beachtung. Es ist dies einer von mehreren die Maria-Theresia-Biographie betreffenden, spannenden Punkte, denen Teil II der Arbeit gewidmet ist. Teil I beschäftigt sich mit den bereits erwähnten Voraussetzungen und Hintergrundinformationen, wie der Person Tschuppik und der Gattungsgeschichte der Biographie.

1.2 Forschungsstand/Quellenlage

Wenn Karl Tschuppiks Name heute noch erwähnt wird, dann zumeist in Form einer Randbemerkung. Lediglich zwei wissenschaftliche Arbeiten wurden bisher über ihn verfasst; beide dienen in dieser Arbeit als das wichtigste Quellenmaterial für die biographischen Fakten über Tschuppik. Einerseits handelt es sich um einen Artikel von Klaus Amann⁴, der 1992 im Band *Die Dichter und die Politik. Essays zur österreichischen Literatur nach 1918* veröffentlicht wurde und das Leben des Autors in seinen vielen Facetten erläutert. Die zweite wichtige Quelle ist eine zwei Jahre später erschienene Diplomarbeit⁵ (es handelt sich dabei um die einzige, die bisher über einen Teil von Karl Tschuppiks Werk verfasst wurde), die sich mit Tschuppiks journalistischen Leitartikeln im *Prager Tagblatt* auseinandersetzt. Der Verfasser Klaus Prokopp geht, ebenso wie Klaus Amann, zwar auf die biographischen Arbeiten Tschuppiks ein, allerdings nur in einer kurzen Form. Eine genaue Analyse der Biographien blieb bisher aus.

Insgesamt schrieb Tschuppik vier Biographien, alle gegen Ende seines literarischen Wirkens, nach seiner jahrzehntelangen Tätigkeit als Journalist. Bei den biographierten Personen handelt es sich um drei Mitglieder der Familie Habsburg – Franz Joseph (1928), seine Gattin Elisabeth (1929) und Maria Theresia (1934) – sowie um den nationalsozialistischen General

4 Amann, Klaus (1992): Karl Tschuppik. Der streitbare Bohemien. In: Schuh, Franz (Hrsg.): *Die Dichter und die Politik. Essays zur österreichischen Literatur nach 1918*. Himberg: Edition Falter/Deuticke, S. 31–48.

5 Prokopp, Klaus (1994): *Konformismus und Konfrontation. Der Journalist Karl Tschuppik (1876-1937) und seine Leitartikel im Prager Tagblatt 1914-1918*. Diplomarbeit. Univ. Klagenfurt.

Erich Ludendorff (1931). Amann erwähnt in seinem Essay, dass es sich bei der Biographie über Maria Theresia und den darin beschriebenen Konflikt mit Friedrich II. von Preußen um eine bewusste Parallele zur politischen Situation Österreichs und Deutschlands der 1930er-Jahre handelt.⁶ Diese Beobachtung hält er aber nur in Form einer Nebenbemerkung fest, eine ausführliche Bearbeitung dieses Aspekts liegt nicht vor.

Obwohl der Forschungsstand über Tschuppiks Biographien als dürftig bezeichnet werden kann, ist über die Person des Autors, verglichen mit seiner fehlenden Popularität, recht umfangreiches Material vorhanden. Neben Prokopp und Amann ist Georg B. Deutsch⁷ zu erwähnen, der im November 2014 detailreiche und mit zahlreichen Quellenangaben versehene Unterlagen über Karl Tschuppik online stellte. Dies geschah auf der Website www.soma-morgenstern.at, auf der Tschuppik als einem Freund Soma Morgensterns ein längerer Beitrag gewidmet wird, der auch reich an Bildmaterial ist. Der Beitrag widmet sich in erster Linie biographischen Angaben über Karl Tschuppik, Äußerungen seiner Zeitgenossen sowie kurzen Textauszügen von ihm und über ihn. Schon früher, nach Tschuppiks Tod, erschienen einige Nachrufe in österreichischen Zeitungen⁸ und auch Joseph Roth verfasste Texte über seinen verstorbenen Freund.⁹

Da sich die vorliegende Arbeit vor allem mit der Analyse von Tschuppiks *Maria Theresia* beschäftigt, blieb mangels Sekundärliteratur zu diesem Thema viel Spielraum für Eigeninterpretation. Die Textanalyse erfolgt mit erzähltheoretischer Absicherung, hier insbesondere auf der Basis von Martínez' und Scheffels *Einführung in die Erzähltheorie*¹⁰, sowie Sekundärliteratur zur Gattung Biographie.

Über Maria Theresia gibt es eine Fülle an Literatur, die für den biographischen Teil in dieser

6 Vgl. Amann (1992), S. 43.

7 Deutsch, Georg B. (2014): Karl Tschuppik. In: Soma-Morgenstern.at. Link: <http://soma-morgenstern.at/userfiles/file/KTv20141105.pdf>.

8 In dieser Arbeit zitierte Nachrufe stammen aus den der *Neuen Freien Presse* (Wien) und der *Wiener Zeitung*, bei beiden handelt es sich um die Ausgabe vom 23.7.1937.

9 Vgl. *An Karl Tschuppiks Grab* sowie *Abschied von Karl Tschuppik*, beides abgedruckt in: Roth, Joseph: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975-1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 291ff.

10 Martínez, Matías / Scheffel, Michael (1999): *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C.H. Beck. 9. Auflage 2012.

Arbeit sowie teilweise auch für Vergleiche mit Tschuppiks Biographie über die Herrscherin herangezogen wird. Verglichen mit Literatur über Tschuppik, die sich in sehr überschaubaren Grenzen hält, entsteht bei der Lektüre über Maria Theresia eher der Eindruck eines Informationsüberschusses vonseiten zahlreicher Quellen. Deshalb wurde für diese Arbeit eine strenge Eingrenzung vorgenommen und eine kleine Auswahl von Werken über Maria Theresia getroffen. Dies dient einer besseren Übersicht und der Einhaltung eines Rahmens, der zwar auch biographische Angaben über Karl Tschuppik und Maria Theresia umfasst, sich aber in erster Linie auf die Analyse von Tschuppiks Biographie über die Kaiserin konzentriert.

Teil I: Theoretische und historische Voraussetzungen

1 Biographischer Hintergrund

1.1 Karl Tschuppik

1.1.1 Frühe Jahre

Karl Tschuppiks Geburtstag ist nicht eindeutig belegbar, zumindest widersprechen sich die beiden wichtigsten Tschuppik-Biographen, Klaus Amann und Klaus Prokopp, diesbezüglich. So wurde Tschuppik entweder am 26. Juni 1876¹¹ oder am 26. Juli 1876¹² geboren, wahrscheinlich im böhmischen Hořovice¹³. Gesichert ist nur das Geburtsjahr und die Tatsache, dass Tschuppik in einer Kleinstadt in der Nähe von Prag zur Welt kam; alternativ wird auch Mělník des Öfteren genannt.

Laut eigenen Angaben entstammte Tschuppik einer Familie, die seit sechs Generationen den Habsburgern gedient hatte. Im Vorwort seiner Biographie über Franz Joseph zählt er diese seine Vorfahren auf:

Franz Tschuppik, unter Maria Theresia Feldarzt im Heere des Reichsgrafen Ulysses von Browne, starb nach der Schlacht bei Prag 1757; Kajetan Tschuppik, 1752–1821, war Pionieroffizier in der Armee des Generals Baron de Beaulieu, die im österreichischen Italien gegen den jungen Bonaparte kämpfte; Franz Tschuppik, 1790–1853, Gubernialrat der böhmischen Statthalterei; Friedrich Tschuppik, gestorben 1887, Domänenndirektor der böhmischen Güter des Kaisers Ferdinand; Friedrich Tschuppik, Ingenieur der österreichischen Nordwestbahn.¹⁴

Der zuletzt genannte Friedrich Tschuppik war der Vater Karl Tschuppiks, seine Mutter hieß Ludmilla, geb. Komarek, und war die Tochter eines bekannten Prager Arztes.¹⁵ Zumindest einen Teil seiner Jugend verbrachte Karl Tschuppik vermutlich im etwa 50 Kilometer von Prag entfernten Leitmeritz. In Prag und Zürich absolvierte er ein Studium der technischen Wissenschaften¹⁶, danach verschlug es den jungen Tschuppik nach Wien, wo er des Öfteren

11 Vgl. Prokopp (1994), S. 7.

12 Vgl. Amann (1992), S. 33.

13 Vgl. Prokopp (1994), S. 7. Außerdem ist dieser Ort auch auf einer Prager Aufenthaltsgenehmigung vermerkt, die unter folgendem Link zu finden ist: <http://digi.nacr.cz/prihlasky2/indexen.php?session=a115f5415d7678def36f364ae5790021&action=record&x=1&t=1&m=1>, aufgerufen am 17.3.2015. Die Aufmerksamkeit auf diese Quelle entstand durch die Lektüre von Georg B. Deutsch (2014): Karl Tschuppik. In: Soma-Morgenstern.at. Link: <http://soma-morgenstern.at/userfiles/file/KTv20141105.pdf>, S. 10. Aufgerufen am 12.3.2015.

14 Tschuppik, Karl (1928): Franz Joseph I. Der Untergang eines Reiches. Hellerau bei Dresden: Avalun-Verlag, S. 10.

15 Vgl. Prokopp (1994), S. 8.

16 Vgl. ebd.

im Café Griensteidl anzutreffen war.¹⁷ In dieselbe Zeit fielen wohl auch seine ersten journalistischen Tätigkeiten.¹⁸

1.1.2 Berufliches Wirken

Wenn es nach Joseph Roth geht, könnte Tschuppik schwerlich simpel ein Journalist, Schriftsteller oder Chefredakteur genannt werden: „Keine spezielle Berufsbezeichnung kann eine so komplexe Erscheinung hinreichend erklären“¹⁹. Die berufliche, vielfältige Laufbahn Tschuppiks kann aber in jedem Fall zumindest in Bezug auf Daten und Orte nachgezeichnet werden, wobei auffällt, dass Tschuppik durchaus in erster Linie als Journalist bezeichnet werden kann; Friedrich Funder, der vom österreichischen Zeitungswesen nach 1848 von einer – im positivsten Sinn – „Hauptdomäne der Juden“²⁰ spricht, nennt Tschuppik als einen „der besten [nicht-jüdischen] Journalisten Wiens“²¹.

Kurz vor der Jahrhundertwende, vermutlich 1898 oder 1899²², wurde Tschuppik in Prag als Redakteur beim *Prager Tagblatt* tätig, dessen Chefredakteur er 1910 im Alter von 34 Jahren wurde.²³ Parallel dazu schrieb er auch für andere Zeitungen, wie das *Montagsblatt aus Böhmen*, die *Frankfurter Zeitung*, das *Berliner Tageblatt* und den Pariser *Temps*.²⁴ Ab 1917 setzte Tschuppik sein journalistisches Wirken in Wien fort, wo er Joseph Roth während ihrer gemeinsamen Tätigkeit bei der Tageszeitung *Der Neue Tag* kennenlernte. Es entstand zwischen den beiden Autoren eine Freundschaft, die ein Leben lang halten sollte.²⁵ Amann begründet diese enge Freundschaft mit „bemerkenswerte[n] Übereinstimmungen zwischen den beiden, die vom Thematischen und Stilistischen ihrer Arbeiten über gemeinsame Freunde [...] bis zu den Trinkgewohnheiten und der Barttracht reichten“²⁶.

Tschuppik war ab 1923 Chefredakteur der *Stunde*; in dieser Funktion kam seine politische Gesinnung besonders gut zur Geltung, obwohl es sich um eine parteilose Zeitung handelte. Tschuppik setzte sich vor allem für die Interessen der Arbeiter ein, wodurch eine gewisse

17 Vgl. Amann (1992), S. 33.

18 Vgl. Prokopp (1994), S. 8.

19 Roth: Abschied von Karl Tschuppik (1.8.1937), S. 293.

20 Funder, Friedrich (1952): Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik. Wien: Herold, S. 186.

21 Ebd., S. 187.

22 Vgl. Prokopp (1994), S. 8.

23 Vgl. Amann (1992), S. 33.

24 Vgl. ebd.

25 Vgl. ebd., S. 34.

26 Ebd.

Nähe zur Sozialdemokratie bemerkbar war. Der *Stunde* wurde vor allem von Karl Kraus eine Doppelmoral vorgeworfen, wenn es beispielsweise um die von Tschuppik hervorgebrachte Kritik an der Sittenpolizei ging.²⁷ Hinzu kam, dass die Zeitung von Imre Bekessy herausgegeben wurde, den Kraus als „Erpresser, Betrüger, Meineidiger, Dokumentenfälscher und Verleumder“²⁸ bezeichnete und dessen dubiose Machenschaften Tschuppik schließlich dazu veranlassten, seinen Chefredakteursposten bei der *Stunde* aufzugeben.²⁹

Ab 1926 lebte Tschuppik bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 in Berlin.³⁰ Er arbeitete weiterhin als Journalist, schrieb in Berlin aber auch innerhalb von sechs Jahren die bereits genannten vier Biographien, die seine einzigen Beiträge zu diesem Genre bleiben sollten: Franz Joseph (1928), Kaiserin Elisabeth (1929), Ludendorff (1931) und zuletzt Maria Theresia (1934), mit der sich diese Arbeit eingehend befassen wird. Amann bezeichnet Tschuppiks Biographien als eine „Kombination von skrupulös-wissenschaftlicher Sorgfalt und literarischer Intuition, die den [...] Fakten erst atmosphärische Qualität und einen psychologisch motivierten Zusammenhang verleiht“³¹.

1.1.3 Politische Einstellung

Nicht nur in seinen journalistischen Leitartikeln, sondern auch in den von ihm verfassten Biographien sind Tschuppiks politische Ansichten klar ersichtlich. Amann gesteht Tschuppik zwar eine scharfe Beobachtungsgabe und nachvollziehbare Interpretation der in den 1930er-Jahren politischen Gegenwart zu, betont aber auch, dass Tschuppik in Berlin, also in einiger Entfernung von Wien, beginnt, Österreich und besonders die Habsburger etwas beschönigend darzustellen.³² Eine positive, um nicht zu sagen verklärte Beschreibung der Habsburgermonarchie, eine melancholische Sichtweise auf die gute, alte Zeit ist in Tschuppiks Habsburger-Biographien unbestreitbar enthalten. Die Biographien entsprechen damit dem Zeitgeist anderer Schriftsteller, die an der Donaumonarchie, in der sie selbst aufgewachsen sind, plötzlich kaum noch etwas zu kritisieren haben beziehungsweise in erster Linie die positiven Aspekte in ihren Werken hervorheben. Allen voran steht hier Joseph Roth, der mit *Radetzky* und *Kapuzinergruft* das Bild einer düsteren Gegenwart –

27 Vgl. Amann (1992), S. 35.

28 Ebd., S. 36.

29 Vgl. ebd.

30 Vgl. Prokopp (1994), S. 9.

31 Amann (1992), S. 38.

32 Vgl. ebd.

beziehungsweise den Weg zu dieser Gegenwart – zeichnet, die aus dem Verfall der Habsburgermonarchie resultiert.

„Verklärung“ ist hier, auch in Bezug auf Tschuppiks Habsburger-Biographien, eine vermutlich etwas zu hoch gegriffene Bezeichnung. Tschuppik übt an den Hauptpersonen seiner Biographien durchaus Kritik, besonders an Franz Joseph, wie Amann hervorhebt:

Es ist seine [Tschuppiks] Überzeugung, [...] daß nämlich politische Katastrophen wesentlich auf einen Mangel an Sensibilität und Intelligenz bei den politisch verantwortlich Handelnden zurückzuführen sind, die die eigene Unfähigkeit als Not des Staates deklarieren. Besonders in seiner Monographie über Franz Joseph ist es die Trauer über eine aus Dummheit und hochmütigem Phlegma vertane Chance, Österreich in einen modernen, viele Völker friedlich vereinenden Staat umzuwandeln, die Tschuppik den Blick schärft für gesellschaftliche Fehlentwicklungen und politische Versäumnisse im alten Österreich.³³

Dennoch hebt Tschuppik in seinen letzten Lebensjahren immer mehr die schönen, positiven Seiten der Monarchie hervor; obwohl er als Zeitgenosse genauestens ihren Verfall beobachtet und diesen auch mit keineswegs harmlosen Artikeln kommentiert hatte.³⁴ Amann führt dies darauf zurück, dass Tschuppik die vergangene Zeit der Habsburger „angesichts der düsteren Gegenwart in immer freundlicheren Farben erschien“³⁵.

Während der Monarchie, insbesondere während ihrer letzten Jahre im Ersten Weltkrieg und damit etwa zwanzig Jahre vor seinem Tod, hatte Tschuppik andere Prioritäten als das „Schönzeichnen“ der Habsburger und ihrer Politik. Prokopp betont, dass es sich bei Karl Tschuppik um einen bedingungslosen Gegner des österreichischen Absolutismus handelt, der stets für ein starkes Parlament eingetreten ist.³⁶ Tschuppiks politische Artikel sind, insbesondere vor und während des Weltkrieges, inhaltlich recht widersprüchlich, Prokopp sieht in ihm aber „einen fast konsequenten Demokraten“³⁷.

Dem deutschen Nationalismus war Tschuppik, zumindest während der Monarchie, alles andere als abgeneigt, jedoch zeigt er sich auch hier stets kritisch; sein Nationalismus war „gemäßigt“³⁸ und nicht mit dem zu seinen Lebzeiten aufkommenden Nationalsozialismus zu

33 Amann (1992), S. 39.

34 Vgl. ebd., S. 44.

35 Ebd.

36 Vgl. Prokopp (1994), S. 57.

37 Ebd., S. 61.

38 Ebd., S. 67.

vergleichen, weshalb es unangebracht wäre, ihn als einen von vielen Opportunisten zu bezeichnen. Bereits 1924 schreibt Tschuppik über „die bewaffneten Banden der Hakenkreuz-Buben“³⁹ und ist zu diesem Zeitpunkt der Überzeugung, dass die Duldung derselben nicht mehr lange anhalten wird. Prokopp geht in seiner Diplomarbeit ausführlich auf die durchaus komplexe (national-)politische Einstellung Tschuppiks ein.⁴⁰ Sein Freund und Zeitgenosse Joseph Roth spricht Tschuppik auch nur den geringsten Hauch von nationalsozialistischer Einstellung ab. Er bezeichnet ihn im Gegenteil als Kämpfer „gegen die Verengung des österreichischen Horizonts [...], die Blut-und-Boden-Fanatiker, gegen den Anschluß [Österreichs an Deutschland] und kurz vor seinem Ende gegen die Hitlerei“⁴¹. Dieser Kampf wird besonders deutlich, wenn Tschuppik beispielsweise in der Ludendorff-Biographie dem (eventuell nationalsozialistisch gesinnten) Leser einen Spiegel vorhält:

Die Empfänglichkeit für die Empfehlung der Gewalt als des einzigen Mittels zu Verdrängungen des Daseins ist jedenfalls im Steigen. Diese Grund-Begierde hat kein Ohr für den Flötengesang zivilisatorischer Beglückungsideale. Vor ihren Verschanzungen kann man nur die Lehre des großen Krieges wiederholen, daß die Gewalt ohne Intelligenz zur Niederlage verurteilt ist.⁴²

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Tschuppik sich selbst immer wieder widerspricht, aber vor allem in späteren Jahren einer Linie treu bleibt: Er kritisiert den Nationalsozialismus aufs Schärfste und sieht vor dem Hintergrund der beängstigenden Gegenwart die vergangene Habsburgermonarchie in einem neuen, besseren Licht. Tschuppik durchläuft eine „Wandlung vom radikaldemokratischen Linken zum habsburgtreuen Monarchisten“⁴³. Adolf Hitlers Politik bezeichnet er in seiner Ludendorff-Biographie als „höchst primitiven Fascismus“⁴⁴, was eine Aussage ist, die ihn gemeinsam mit vielen anderen Schriftstellern 1933 ins Exil trieb.

39 Tschuppik, Karl (1924): Der bewaffnete Kretinismus. In: Karl Tschuppik: Von Franz Joseph zu Adolf Hitler. Polemiken, Essays und Feuilletons. Hg. von Klaus Amann (1982). Wien / Köln / Graz: Böhlau, S. 97.

40 Vgl. Prokopp (1994), S. 67ff.

41 Roth, Joseph: An Karl Tschuppiks Grab (31.7.1937). In Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975-1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 292.

42 Tschuppik, Karl (1931): Ludendorff. Die Tragödie des Fachmanns. Wien / Leipzig: Dr. Hans Epstein, S. 425.

43 Amann (1992), S. 41; er bezieht sich hier auf Bronsen, David (1974): Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 200.

44 Tschuppik (1931), S. 171.

1.1.4 Anekdoten

Trotz des nur spärlich vorhandenen Quellenmaterials sind dank Tschuppiks Zeitgenossen einige Anekdoten überliefert, die weiteren Aufschluss über den Charakter und die Person eines heute in Vergessenheit geratenen Schriftstellers geben. Deshalb sei an dieser Stelle diesen Überlieferungen ein kurzer Abschnitt gewidmet.

Hermann Kesten bezeichnet Karl Tschuppik und Anton Kuh als „eines der witzigsten und komischsten Freundespaare der Literatur“⁴⁵. Sie hätten das Talent gehabt,

Possenszenen aus dem Stegreif zu erfinden und naturgetreue Typen darzustellen. Während wir Zuhörer vor Lachen schier barsten, spielten sie in unerschütterlichem Ernst ihre parodierten Figuren und sprachen ihre erzkomischen Dialoge, Tschuppik in äußerster Ruhe, Kuh in äußerster Unruhe.⁴⁶

Joseph Roth fand besonders an einer Anekdote Gefallen, in der sich Tschuppiks Österreich- und Monarchiebezug widerspiegelt und die er zum Gedenken in einem Nachruf auf Tschuppik zitiert:

Als in einem der ältesten Wiener Gasthäuser ein Berliner den Ober fragte: „Sachen Sie mal, Herr Ober, wie machen Sie den Palatschinken eigentlich?“, sagte Tschuppik statt des Obers: „Ich kann's Ihnen erklären, Herr Nachbar. Zu so einem Palatschinken gehören mindestens 1000 Jahre Katholizismus und mindestens 500 Jahre habsburgischer Herrschaft.“⁴⁷

Tschuppiks Auftreten als ein „echter alter Österreicher“⁴⁸ wird von Gina Kaus hervorgehoben; sie bezeichnet ihn außerdem als „urgemütlich, witzig, angenehm erotisch und immer ein wenig betrunken“⁴⁹. In ihrer Autobiographie beschreibt Kaus eine Szene, die sich während eines Besuchs in der Redaktion des *Prager Tagblatts*, dessen Chefredakteur Tschuppik zu der Zeit war, abspielt:

Sein Redaktionszimmer war zum Bersten voll und glich einer Irrenanstalt. Leute kamen und gingen, brachten allerlei unwahre Neuigkeiten [...]. Tschuppik war es [...] nicht gelungen, eine Telefonverbindung mit der Reichskanzlei in Prag herzustellen. Plötzlich [...] entschloß er sich zu einem Trick. Er rief nochmals an und behauptete, hier spreche die kaiserlich königliche Sicherheitsverwaltung. Die Verbindung wurde sofort hergestellt. [...] Es war ein sehr kurzes Gespräch in tschechischer Sprache, dann legte Tschuppik den Hörer hin und sagte [...]: „Das ist

45 Kesten, Hermann (1959): Dichter im Café. Wien / München / Basel: Kurt Desch, S. 378.

46 Ebd.

47 Roth: Abschied von Karl Tschuppik (1.8.1937), S. 294.

48 Kaus, Gina (1979): Und was für ein Leben ... mit Liebe und Literatur, Theater und Film. Salzburg: Albrecht Knaus, S. 74.

49 Ebd.

das Ende Österreichs.“

„Mit wem hast du denn gesprochen?“ fragte einer.

„Mit der Abwaschfrau. Sie hat gesagt, die kaiserlich königliche Sicherheitsverwaltung kann sie am Arsch lecken.“

„Sonst nichts?“

„Kreuzweis. Sie hat gesagt, die kaiserlich königliche Sicherheitsverwaltung kann sie kreuzweis am Arsch lecken.“

Auf diese Weise erfuhr ich Österreichs Ende. Nach einer kleinen Weile kam irgend jemand in die Redaktion und erzählte, der Kaiser [Karl I.] habe abgedankt.

Ein anderer sagte, nun, da der Kaiser abgedankt habe, werde die Verständigung mit Böhmen leichter sein. Tschuppik schüttelte den Kopf. „Die Abwaschfrau weiß es besser.“⁵⁰

Zuletzt soll Tschuppiks Barttracht hier nochmal Erwähnung finden: Sein „florierender Walroßschnauzbart fand ab Mitte der zwanziger Jahre sein Gegenstück in Roths wallendem Schnurrbart“⁵¹. Die beiden Kollegen und Trinkgenossen blieben einander bis zu Tschuppiks Tod verbunden. Tschuppik vermachte Roth ein besonders persönliches Erbstück: seine Schnurrbartbürste.⁵²

1.1.5 Exil und Tod

Die 1931 veröffentlichte Biographie über den deutschen General Erich Ludendorff (1865–1937) enthält eine deutliche Kritik am Nationalsozialismus und an der Person Adolf Hitler. Sie führte dazu, dass Tschuppiks Name im Frühjahr 1933, nur wenige Monate nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, auf der ersten „Schwarzen Liste“ vermerkt und seine Ludendorff-Biographie eines jener Bücher war, welche am 10. Mai 1933 in Berlin öffentlich verbrannt wurden.⁵³

Tschuppik sah sich gezwungen, Deutschland zu verlassen, und wählte Wien als seinen Exilort, wo er im Hotel Bristol wohnte. In Wien wurde Tschuppik erneut journalistisch tätig, diesmal „vor allem als freier Mitarbeiter der pro-österreichischen Wochenblätter *Der Morgen* und *Wiener Sonn- und Montagszeitung*“⁵⁴. Außerdem pflegte er seine Freundschaften mit Joseph Roth, Ödön von Horváth, Klaus Mann und Anton Kuh.⁵⁵ Verheiratet war Tschuppik seit 1920⁵⁶ mit der verwitweten Pragerin Berta Proskauer⁵⁷ (geb. Munk; 1882/1886–1942⁵⁸). Die

50 Kaus (1979), S. 74f.

51 Bronsen, David (1974): Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 201.

52 Vgl. ebd.

53 Vgl. Amann (1992), S. 40f.

54 Ebd., S. 41.

55 Vgl. ebd.

56 Vgl. Deutsch (2014), S. 5.

57 Vgl. ebd., S. 18f.

58 Vgl. ebd., S. 22.

Ehe blieb kinderlos. Berta Tschuppik wurde, ebenso wie ihr einziger Sohn (aus erster Ehe), 1942 aufgrund ihrer jüdischen Abstammung in einem Konzentrationslager in Riga ermordet.⁵⁹

Nach vier Jahren im Exil starb Karl Tschuppik am 22. Juli 1937, acht Monate vor dem Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland. Seine zahlreichen Freunde und Bekannten waren sich laut Amann einig, „daß mit ihm eine unverwechselbar originelle und liebenswürdige Person gestorben war“⁶⁰. Amann hebt auch deutlich die Bedeutung Tschuppiks als Publizist und kritischer Beobachter hervor, wenn er ihm folgende Huldigungen macht und ihn in einen illustren Kreis zeitgenössischer Schriftsteller einbettet:

Es ist also wohl nicht allzu gewagt, Tschuppik als einen späten Nachfahren jener mit großem moralischen Anspruch angetretenen Kulturpublizistik des 19. Jahrhunderts zu sehen, die mit kritischer Wachheit die Rechte des Individuums gegen alle beschränkenden gesellschaftlichen Mächte verteidigte. [...] Erst wenn es uns gelingt, wieder ein Bewußtsein dafür zu gewinnen, was es bedeutete, Tag für Tag Arbeiten von Anton Kuh, Alfred Polgar, Egon Friedell, Ludwig Ullmann, Joseph Roth oder Karl Tschuppik in den Zeitungen zu lesen, werden wir ermessen können, wie ihre Vertreibung und ihr jahrzehntelanges Totgeschwiegenwerden die geistige Landschaft Österreichs bis heute verödet haben.⁶¹

Die *Wiener Zeitung* widmete, wie mehrere andere Medien, Tschuppik einen Nachruf, in dem von einem „Mann, der mit viel Verstand und noch mehr Gefühl in der österreichischen Seele las“ die Rede ist. Er sei ein „Vollblutjournalist alter gediegener Schule“ gewesen, dem „wegen seiner Herzensgüte, seines Humors und oft überschäumenden Temperaments“ ein großer Freundeskreis nachtrauerte.⁶² Im Nachruf der *Neuen Freien Presse* wird Tschuppik ein „scharfer Polemiker“ und „überzeugter Altösterreicher“ genannt.⁶³

Joseph Roth war von Tschuppiks Tod schwer getroffen. An Stefan Zweig schrieb er am 28. Juli 1937, Tschuppik sei ihm „aus vielen Gründen viel näher, als Sie gewußt haben“, und weiter: „[S]ein Tod hat mir [...] jegliche Kraft genommen. Ich bin vollkommen irre“⁶⁴. Roth schrieb zwei Nachrufe auf den sehr geschätzten Freund, in denen er seine große Bewunderung

59 Vgl. Deutsch (2014), S. 22.

60 Ebd., S. 46.

61 Ebd., S. 47.

62 Nachruf „Karl Tschuppik plötzlich gestorben“. In: *Wiener Zeitung* vom 23.7.1937, S. 5. Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wrz&datum=19370723&seite=5&zoom=33>, aufgerufen am 18.3.2015.

63 Nachruf „Karl Tschuppik gestorben“. In: *Neue Freie Presse* (Wien) vom 23.7.1937, S. 6. Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19370723&seite=6&zoom=33>, aufgerufen am 18.3.2015.

64 Roth, Joseph: Brief an Stefan Zweig vom 28. Juli 1937. In: Joseph Roth: Briefe 1911-1939. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln / Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970, S. 499.

zum Ausdruck bringt, insbesondere in Bezug auf bestimmte Eigenschaften Tschuppiks, wie seinen Hang zu Ironie, seine Eleganz, Zuverlässigkeit und den Sinn für Humor.⁶⁵ Er nennt ihn einen „Mitteleuropäer mit kosmopolitischem Horizont und europäischem Gewissen“ und „einen Liebhaber des Volks mit aristokratischen Manieren“⁶⁶. Tschuppik wird von Roth als österreichisches Original beschrieben, dessen Eigenschaften „nicht österreichisch 'gefärbt', sondern von Österreich *getränkt* und *gesättigt*“⁶⁷ waren.

Da Roth erst knapp zwei Jahre nach Tschuppik in Paris starb und somit den Einmarsch deutscher Truppen in Österreich, den Anschluss an das Dritte Reich und die Verbreitung des nationalsozialistischen Gedankenguts in Wien sehr genau verfolgen konnte beziehungsweise musste, kam er nicht umhin, sich einzugestehen, dass Tschuppiks Tod, wenn auch plötzlich und früh, doch zum richtigen Zeitpunkt eingetreten war – er sei „vor der Zeit, aber dafür auch vor der Un-Zeit gestorben“⁶⁸. Roth schrieb über den in seinen späteren Lebensjahren demonstrativ antinationalsozialistischen Tschuppik: „Er war ein heiterer Prophet. Über das Grab hinaus trieb er Schabernack. Wenn er nicht gestorben wäre, hätten sie ihn erschlagen“⁶⁹.

65 Vgl. Roth: An Karl Tschuppiks Grab (31.7.1937), S. 291ff.

66 Ebd., S. 293.

67 Roth: Abschied von Karl Tschuppik (1.8.1937), S. 293.

68 Roth, Joseph: Schwarz-Gelbes-Tagebuch. In: Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975-1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 749.

69 Ebd.

1.2 Maria Theresia

1.2.1 *Frühe Jahre*⁷⁰

Maria Theresia wurde am 13. Mai 1717 in Wien geboren. Ihre Eltern waren das Kaiserpaar des Heiligen Römischen Reiches, Karl VI. (1685–1740) und seine Frau Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (1691–1750). Das Paar hatte lange auf Nachwuchs gewartet, bis sich 1716 der ersehnte Thronfolger, Leopold Joseph, einstellte, der allerdings nach nur sechs Monaten wieder verstarb. Die Geburt einer gesunden Tochter wurde zwar begrüßt, aber Karl VI. gab die Hoffnung auf einen männlichen Erben lange nicht auf. Elisabeth Christine brachte nach Maria Theresia zwei weitere Töchter zur Welt. Das Fehlen eines Bruders hatte für die Erzherzogin weitreichende Konsequenzen: Je mehr Jahre vergingen, umso deutlicher zeichnete sich ab, dass die männliche Linie der Habsburger mit Maria Theresias Vater aussterben und es an ihr liegen würde, die Dynastie der Habsburger zu erhalten und ihr Reich zu sichern. Karl versuchte bereits vor der Geburt Maria Theresias, im Zuge der Pragmatischen Sanktion eine weibliche Thronfolge zu ermöglichen, in der seine Töchter vor denen seines älteren, jung verstorbenen Bruders Joseph I. thronberechtigt waren. Als er am 20. Oktober 1740 starb, fand sich die 23-jährige Maria Theresia, die seit vier Jahren mit Franz Stephan von Lothringen verheiratet war und ihr viertes Kind erwartete, schnell im Österreichischen Erbfolgekrieg wieder. Die Bemühungen ihres Vaters schienen vergebens gewesen zu sein.

1.2.2 *Das Erbe*⁷¹

Maria Theresia sah sich bereits vor, insbesondere aber nach dem Tod ihres Vaters mit einer Reihe unlösbar scheinender Probleme konfrontiert. Bereits zu Lebzeiten Karls VI. stand es zwar außer Frage, dass Maria Theresia als älteste Tochter die habsburgischen Länder erben sollte, allerdings war es von vornherein ausgeschlossen, dass sie jemals die Krone des Heiligen Römischen Reiches tragen würde. Diese konnte nicht vererbt werden, sondern wurde von den deutschen Kurfürsten vergeben; für die Wahl zum römisch-deutschen Kaiser kamen nur Männer infrage. Es war also das vorrangige Ziel der Habsburger, die Krone, die seit fast 300 Jahren im ununterbrochenen Besitz der Familie war, Maria Theresias Ehemann Franz Stephan und damit dem Hause Habsburg-Lothringen zu sichern. Franz Stephan war natürlich

70 Vgl. Hamann, Brigitte (Hrsg. 1988): Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon. Wien: Ueberreuter. Seite 340ff.

71 Vgl. Herre, Franz (1994): Maria Theresia. Die große Habsburgerin. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch. 5. Auflage 2011 (München: Piper). Seite 38ff.

nicht der einzige Kandidat für die römisch-deutsche Krone. Der Wittelsbacher Karl Albrecht, seines Zeichens Kurfürst von Bayern, hatte ebenfalls sein Interesse bekundet und wurde nach Karl VI. Tod als Karl VII. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gekrönt. Da die Wahl Franz Stephans ohnehin von Anfang an eher eine unwahrscheinliche Hoffnung gewesen war, nahm Maria Theresia die Entscheidung der Kurfürsten hin und widmete sich dringlicheren Angelegenheiten, allen voran dem Zusammenhalt ihres Erbes.

Der Titel einer Erzherzogin von Österreich und die damit verbundenen Erbansprüche konnten Maria Theresia – zumindest vorerst – nicht abgesprochen werden. Sie war außerdem durch Heirat Großherzogin der Toskana. Alle mit den habsburgischen Ländern verbundenen Titel, die ihr Vater getragen hatte und die nach seinem Tod ihr als seiner rechtmäßigen Erbin zustehen würden, wurden nicht sofort bestätigt. Auch innerhalb ihrer Erblande stieß Maria Theresia auf Widerstand, aus demselben Grund, aus dem andere Länder Ansprüche auf ihr Erbe stellten: Sie war eine Frau. Allerdings fand sie zumindest in ihrer Heimatstadt Wien sowie in immer mehr anderen Teilen ihres Reiches einige Monate nach dem Tod ihres Vaters Zuspruch und Unterstützung als Herrscherin.

Friedrich II. von Preußen, der nur wenige Monate vor Maria Theresia an die Macht gekommen war, besetzte noch Ende 1740 die überaus reiche Provinz Schlesien. Maria Theresia sollte dem König von Preußen dieses überrumpelnde Vorgehen nie verzeihen und es entbrannte ein Konflikt um Schlesien, der viele Jahre lang Grund für verlustreiche Kriege war – „[d]er schlesische Schock hatte den traditionellen Bündnisrahmen gesprengt, in den die habsburgische Außenpolitik eingebettet war“⁷². Hier ist zum ersten Mal Maria Theresias Willensstärke und Entschlossenheit klar erkennbar: Die junge Mutter ist nicht bereit, auf Friedrich II. Ultimatum einzugehen und ihm Schlesien kampflos zu überlassen. Es ist ein wichtiger Teil ihres Erbes, das sie von der ersten Stunde an erbittert verteidigt. Dieser Kampfgeist bringt der Herrscherin zwar Schlesien nicht zurück, hilft ihr aber dabei, sich gegen die in immer größerer Zahl auftretenden Gegner zu bewähren, denn nach dem für Preußen überaus erfolgreichen Angriff fühlen sich auch andere europäische Länder in dem Vorhaben ermutigt, Maria Theresia ihr Erbe streitig zu machen und den Habsburgern, die nun im Mannesstamm ausgestorben sind, endgültig alle Macht zu entreißen. So sah sich die junge Habsburgerin, die am 13. März 1741 nach drei Töchtern, von denen zwei bereits wieder

72 Clark, Christopher (2006): Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600-1947. München: Pantheon. 8. Auflage 2008, S. 237.

verstorben waren, den lang ersehnten Thronfolger Joseph zur Welt gebracht hatte, von allen Seiten bedrängt. Es war dies der erste von mehreren Kriegen, die Maria Theresia nie führen wollte, aber die Sicherung ihres Erbes und die Erhaltung der habsburgischen Macht hatten für sie oberste Priorität.

1.2.2.1 Zum Titel Maria Theresias⁷³

Ein kleiner Einschub an dieser Stelle soll klären, welche Titel Maria Theresia im Laufe ihres Lebens tatsächlich innehatte.

Die Bezugnahme auf sie erfolgt heute meist mit dem Begriff „Kaiserin“, ein Titel, der ihr zeitlebens nie offiziell zustand. Maria Theresia wurde 1741 zur Königin von Ungarn und 1743 zur Königin von Böhmen gekrönt, hinzu kamen zahlreiche andere Titel, wie beispielsweise Erzherzogin (den sie seit ihrer Geburt hatte) und Markgräfin. Zur Kaiserin wurde sie nie gekrönt, nur ihr Mann hatte den Titel eines Kaisers des Heiligen Römischen Reiches inne, so wie zuvor ihr Vater Karl VI. und später ihre Söhne Joseph II. und Leopold II. Es herrschte allerdings bereits zu Lebzeiten Maria Theresias kein Zweifel darüber, wer am Wiener Hof das Sagen hatte. Franz Stephan, der offiziell Kaiser war, nahm neben seiner Frau nur eine Statistenrolle ein, sie übernahm sämtliche seiner offiziellen Funktionen. Ähnlich verlief es nach Franz Stephans Tod, als Joseph zum Kaiser gekrönt wurde; er hielt sich allerdings nicht konsequent und nur äußerst unfreiwillig im Hintergrund.

Da sich die 40-jährige Regierungszeit Maria Theresias als eine der prägendsten für Österreich herausstellte, ist es durchaus angebracht, ihren „falschen“ Titel anzuwenden. Auch im Zuge dieser Arbeit wird die Herrscherin wiederholt als Kaiserin bezeichnet, was bewusst geschieht, um ihre tatsächliche Rolle zu unterstreichen, die sie zwar inoffiziell, dafür aber unübersehbar ausfüllte.

1.2.3 Maria Theresia im Krieg

Ab Herbst 1740, fast unmittelbar nach ihrem Erbantritt, musste sich Maria Theresia im Österreichischen Erbfolgekrieg behaupten. Preußen bildete zusammen mit Frankreich, Bayern, Spanien und Sachsen eine Koalition, die sich das Ziel gesetzt hatte, den Großteil von Maria Theresias Reich untereinander aufzuteilen, somit selbst Gebiete zu gewinnen und den

⁷³ Vgl. Etzlstorfer, Hannes (2008): Maria Theresia. Kinder, Kirche & Korsett. Die privaten Seiten einer Herrscherin. Wien: Kremayr & Scheriau, S. 8.

Machteinfluss der Habsburger praktisch auszulöschen⁷⁴. Erbansprüche auf die habsburgischen Länder wurden unter anderem von Karl Albrecht von Bayern und Friedrich August von Sachsen (die beiden Kurfürsten waren mit den Kusinen Maria Theresias, respektive den Töchtern Josephs I., verheiratet) erhoben⁷⁵.

Als Verbündete hatte Maria Theresia nur England an ihrer Seite. Auch Ungarn erklärte sich bereit, Soldaten zu schicken, wobei für diese Unterstützung viele Zugeständnisse gemacht werden mussten.⁷⁶ Erst nach sechs Kriegsjahren kam ihr mit Russland eine weitere starke Großmacht zur Hilfe.⁷⁷ Der Krieg nahm im Dezember 1745 eine Wende, nachdem Maria Theresia sich zur offiziellen Abtretung des Herzogtums Schlesien an Preußen entschlossen hatte. Den Krieg endlich zu beenden hatte Vorrang; allerdings hatte die frisch gekrönte Königin von Ungarn und Böhmen nicht vor, endgültig auf Schlesien zu verzichten.⁷⁸ Dass Preußen nun offiziell über Schlesien verfügte, brachte den Österreichischen Erbfolgekrieg noch zu keinem Ende.

Der Wittelsbacher Karl Albrecht beziehungsweise Karl VII., der 1742 durch seine Krönung zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches die lange Reihe an Habsburger-Herrschern unterbrochen hatte, starb 1745 und machte damit Platz für Franz Stephan.⁷⁹ Maria Theresias Mann wurde als Franz I. Stephan Kaiser und dem (neuen) Haus Habsburg-Lothringen sollte diese Krone bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches nicht mehr abhanden kommen. Maria Theresia war zwar froh über die Krönung ihres Mannes, sollte aber selbst nie die Kaiserwürde besitzen.⁸⁰

Am 18. Oktober 1748 wurde der Österreichische Erbfolgekrieg mit dem Frieden von Aachen offiziell beendet. Maria Theresia war nicht erfreut über diesen Frieden, den England gegen ihren Willen mit Holland und Frankreich vereinbart hatte. Allerdings konnte die nunmehr zehnfache 31-jährige Mutter, besonders nach der sehr prekären Situation, in der sie sich nach

74 Vgl. Herre (1994), S. 61.

75 Vgl. Mutschlechner, Martin: Der Österreichische Erbfolgekrieg. Link: <http://www.habsburger.net/de/kapitel/der-oesterreichische-erbfolgekrieg?language=de>, aufgerufen am 18.3.2015.

76 Vgl. Herre (1994), S. 61f.

77 Vgl. ebd., S. 89f.

78 Vgl. ebd., S. 80.

79 Vgl. ebd., S. 81.

80 Vgl. ebd., S. 80.

dem Tod ihres Vaters befunden hatte, durchaus positive Bilanz ziehen⁸¹:

Sie bekam die von Frankreich besetzten österreichischen Niederlande zurück. Sie behielt Mailand; Parma, Piacenza und Guastalla jedoch gingen an einen zweiten Nebenzweig der spanischen Bourbonen in Italien [mit denen sich Maria Theresia einige Jahre später mehrmals in Form von Hochzeiten im Geschäft befinden sollte]. Die in der Pragmatischen Sanktion festgelegte Erbfolgeordnung in den habsburgischen Ländern wurde von den acht Vertragspartnern – England, Holland, Österreich und Sardinien-Piemont auf der einen, Frankreich, Spanien, Modena und Genua auf der anderen Seite – erneut und endgültig gewährleistet.⁸²

Unmittelbar nach dem Ende des langwierigen Krieges nahm Maria Theresia die Reformierung des österreichischen Heeres in Angriff. Die Habsburgerin gilt als große Reformerin und gerade die „Erneuerung“ des Heereswesens war von oberster Priorität, denn nach nur acht Jahren Frieden stand es vor einer großen Bewährungsprobe – auch deshalb, weil die Kaiserin den Verlust Schlesiens an Preußen nicht nur nicht vergessen, sondern vor allem nicht hinnehmen wollte.⁸³

Schlesien zurückzuerobern war freilich nicht die einzige Motivation, die zum zweiten großen Krieg in Maria Theresias Regierungszeit führte. 1756 bildeten sich in Europa neue Allianzen mit unterschiedlichen Interessen. Auf Maria Theresias Seite standen diesmal Frankreich, Sachsen, Schweden und das bereits im Österreichischen Erbfolgekrieg mit ihr verbündete Russland. Sie alle versprachen sich unterschiedliche Gewinne und Gebietserweiterungen, vor allem aber hatten sie ein gemeinsames Ziel: die Schwächung Preußens, das unter Friedrich II. im Begriff war, endgültig zur Großmacht aufzusteigen.⁸⁴ Preußen hatte diesmal England zum Verbündeten. Es war allerdings Friedrich II. selbst, der den Siebenjährigen Krieg mit einem Überfall auf Sachsen begann. In den nächsten Jahren weiteten sich die Kämpfe immer mehr aus, bis weit über die Grenzen Europas hinaus; so wurde der Krieg unter anderem auch in Nordamerika, Indien und auf den Weltmeeren ausgefochten. Nach der für Maria Theresia siegreichen Schlacht bei Kolin, im Zuge derer sie Breslau zurückerobert hat, schrieb der preußische Grenadier Johann Wilhelm Gleim ein Lied an die Herrscherin, in dem er verdeutlicht, dass aus preußischer Sicht trotz dieses Erfolgs keine Chance für Österreich besteht, Friedrich zu schlagen:

81 Vgl. Herre (1994), S. 90f.

82 Ebd., S. 91.

83 Vgl. ebd., S. 92f.

84 Vgl. Arneth, Alfred Ritter von (1875): Geschichte Maria Theresia's 5: Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg 1756-1763, 1. Band. Wien: Braumüller, S. 46f.

Unsern Friedrich, der ein Held,
Der auch Meister ist,
Der ein Wunder ist der Welt,
Wie du selber bist;

Der gerechte Waffen trägt
Ins Gefecht mit dir,
Mit uns kommt und sieht und schlägt,
Tapferer als wir;

Heldin, den bezwingst du nicht;
Gott kann Wunder tun!
Schenk ihm Freundesangesicht,
Biete Frieden nun!⁸⁵

Maria Theresia bot keinen Frieden an, sondern sah sich in ihrem Recht, das ihr genommene Schlesien zurückzuerobern, bestärkt. Dennoch gab es am Ende des Siebenjährigen Krieges keinen Sieger.⁸⁶ Friedrich II. konnte aber nicht klagen, da er nun diese eroberte Provinz, an der Maria Theresia so viel gelegen war, hochoffiziell und endgültig sein Eigen nennen durfte. Er hatte allerdings wesentlich mehr Kriegsschäden auf preußischem Gebiet zu beklagen als Maria Theresia, da weitaus weniger Schlachten auf österreichischem Boden ausgetragen worden waren.⁸⁷ Maria Theresia hatte trotzdem nicht viel Grund zur Freude – nach dem abgeschlossenen Frieden 1763 hatte sie lediglich Friedrichs Versicherung, dass er die Wahl ihres Sohnes Joseph zum römisch-deutschen Kaiser unterstützen würde. Es waren die Weichen für den deutschen Dualismus⁸⁸ gelegt, der über hundert Jahre später unter der Regentschaft von Maria Theresias Ur-Urenkel Franz Joseph die Habsburger von der Idee eines großen, mächtigen Deutschlands ausschließen sollte⁸⁹ (kleindeutsche Lösung).

1.2.4 Ehe und Familie

Bereits als Sechsjährige lernte Maria Theresia ihren zukünftigen Ehemann kennen. Franz Stephan von Lothringen wurde im Alter von 15 Jahren von Karl VI., der allmählich die Hoffnung auf einen Sohn aufgeben musste, an den Wiener Hof geholt und den Vorstellungen des Kaisers entsprechend erzogen. Er wurde früh als zukünftiger Gatte der ältesten

85 Gleim, Johann Wilhelm (1757): Lied an die Kaiserin-Königin nach Wiedereroberung der Stadt Breslau. In: Fritz Brüggemann (Hrsg.): Der Siebenjährige Krieg im Spiegel der zeitgenössischen Literatur. Leipzig 1935: Philipp Reclam jun., S. 125.

86 Vgl. Herre (1994), S. 248.

87 Vgl. Arneth, Alfred Ritter von (1875): Geschichte Maria Theresia's 6: Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg 1756-1763, 2. Band. Wien: Braumüller, S. 419.

88 Vgl. Herre (1994), S. 250.

89 Vgl. ebd., S. 228ff.

Erzherzogin gehandelt und Maria Theresia war ihm schon in jungen Jahren sehr zugetan. Die Hochzeit fand am 12. Februar 1736 in Wien statt. Es folgten 29 Ehejahre, die als sehr glücklich gelten, obwohl Franz Stephan, der sämtliche politische Geschäfte seiner Frau überließ und sich erfolgreich dem Finanzhaushalt der Habsburger widmete, diversen Affären nicht abgeneigt war, was Maria Theresias Eifersucht nährte und sie dazu bewog, die „Keuschheitskommission“ ins Leben zu rufen, die neben Prostitution und Homosexualität auch außerehelichen Geschlechtsverkehr ahndete.⁹⁰

Zwischen ihrem 20. und 40. Lebensjahr brachte Maria Theresia sechzehn Kinder zur Welt, elf Töchter und fünf Söhne, von denen zehn das Erwachsenenalter erreichten. Obwohl Maria Theresia ständig in Regierungsgeschäfte und Kriege eingebunden war, nahm sie regen Anteil an der Erziehung all ihrer Kinder. Sie stand in regelmäßigem schriftlichen Kontakt mit sämtlichen Ajas (Erzieherinnen) und Ajos (Erziehern), verfolgte die Entwicklung der Kinder auf das Genaueste und leitete die ihrer Ansicht nach notwendigen Schritte ein, sobald ihr etwas am Charakter eines der Kinder missfiel. Gemeinsames Essen war für die große Familie, von der jedes Mitglied eine strikte Tagesplanung hatte, nur am Sonntag möglich, da Maria Theresia nach dem Kirchgang auf diese Zusammenkünfte bestand.⁹¹

Ihre Heiratspolitik, die sie nach dem habsburgischen Vorbild ihrer Vorfahren weiterführte, machte sie zur sprichwörtlichen „Schwiegermutter Europas“ und resultierte oft in persönlichen Tragödien ihrer Kinder. Maria Theresias wohl berühmteste Nachkommen waren der älteste Sohn, Joseph (1741–1790), der ab 1765 ihr Mitregent und ab 1780 alleiniger Herrscher über die habsburgischen Lande wurde, und die jüngste Tochter, Maria Antonia (1755–1793), die im Alter von 14 Jahren mit dem französischen Thronfolger, dem späteren König Ludwig XVI., vermählt wurde und als Königin Marie Antoinette in die Geschichte einging. Ihr Leben endete denkbar tragisch nach knapp 38 Jahren auf der Guillotine. Die Ehe Marie Antoinettes sollte, so beabsichtigte es ihre Mutter, den von Maria Theresia stark forcierten Frieden zwischen Österreich und Frankreich festigen.⁹²

90 Werfring, Johann (3.9.2001): Die Keuschheitskommission der Kaiserin. Artikel der Wiener Zeitung. Link: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/201811_Die-Keuschheitskommission-der-Kaiserin.html, aufgerufen am 2.2.2015.

91 Vgl. McGuigan, Dorothy Gies (1966): Familie Habsburg 1273 bis 1918. Glanz und Elend eines Herrscherhauses. Wien / München: Amalthea Verlag. Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch. 11. Auflage 2007, S. 377.

92 Vgl. Hamann (1988), S. 305.

Abgesehen von Frankreich richteten sich fast alle Heiratsprojekte Maria Theresias gen Süden. Die Söhne Joseph und Ferdinand wurden mit italienischen Prinzessinnen verheiratet, Leopold bekam eine spanische Braut. Die Töchter Maria Amalia und Maria Karolina wurden nach Italien verheiratet, lediglich die oft als Lieblingstochter gehandelte Maria Christina durfte sich ihren Mann aussuchen (ihre Wahl fiel auf den politisch unbedeutenden Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Begründer der Wiener Albertina). Drei Kinder Maria Theresias blieben unverheiratet: die älteste Tochter, Maria Anna, galt nicht als Schönheit und war sehr kränklich, weshalb sie zunächst die Leitung eines Prager Damenstifts übernahm und später Äbtissin bei den Elisabethinen in Klagenfurt wurde. Auch für Maria Elisabeth konnte kein Mann gefunden werden, nachdem die ehemals schönste Tochter Maria Theresias 24-jährig an den Pocken erkrankte und ein vernarbtes Gesicht sie für den Heiratsmarkt untauglich machte. Maria Elisabeth lebte später als Äbtissin in Innsbruck. Der jüngste Sohn, Maximilian Franz, wurde von seiner Mutter für eine geistliche Laufbahn bestimmt und lebte als Kurfürst in Köln.⁹³

Franz Stephan, der Maria Theresia zeitlebens eine große Stütze gewesen war, starb unerwartet während der Hochzeitsfeierlichkeiten des Sohnes Leopold mit Maria Ludovika von Spanien am 18. August 1765 in Innsbruck. Maria Theresia, die von da an nur noch Witwentracht trug, führte die Regierungsgeschäfte bis zu ihrem Tod weiter.

1.2.5 Tod und Hinterlassenschaft

Maria Theresia erkältete sich bei einer Fasanjagd Anfang November 1780 in Schönbrunn. Drei Wochen später, am 29. November 1780, starb sie im Alter von 63 Jahren in der Hofburg, eingehüllt in den Morgenmantel ihres fünfzehn Jahre zuvor verstorbenen Mannes.⁹⁴

Zu Maria Theresias nachhaltigsten „Hinterlassenschaften“ zählte zweifellos ihre Kinderschar. Sie erlebte noch die Geburten vieler Enkelkinder, bei weitem aber nicht aller (insgesamt sollten es 57 werden; das erste Enkelkind wurde 1762 geboren, das letzte 1793).⁹⁵ Die politisch motivierten Heiraten ihrer Kinder sollten in erster Linie dazu dienen, den habsburgischen Einflussbereich auszuweiten, zu verstärken und den Frieden zu erhalten.

93 Vgl. Hamann (1988), S. 340ff., sowie McGuigan (1966), S. 384ff.

94 Vgl. Herre (1994), S. 352ff.

95 Vgl. Hamann (1988), S. 341.

Die letzte politische Handlung Maria Theresias war der Friedensschluss – wieder einmal mit Friedrich II. von Preußen – nach dem Bayerischen Erbfolgekrieg im Jahr 1779. Sie konnte durch diesen Frieden so gut wie nichts gewinnen, strebte ihn aber sehr energisch an, was ein deutlicher Indikator für den generellen Willen zur Bewahrung des Friedens seitens der Habsburgerin ist.⁹⁶

Franz Herres positives Resümee über Maria Theresias Leben lässt vier bewegte Jahrzehnte einer großen Herrscherin erkennen:

Sie hatte das ihr von halb Europa streitig gemachte Erbe im großen und ganzen bewahrt, ihr Schlesien freilich nicht zurückgewonnen, doch die polnischen Gebiete, die sie nicht haben wollte, und das Innviertel, das ihr nicht unwillkommen war, dazubekommen. Eineinhalb Jahrzehnte ihrer vierzigjährigen Regierungszeit hatte sie Krieg führen müssen: den Österreichischen Erbfolgekrieg, der ihr aufgezwungen worden war, den Siebenjährigen Krieg, den sie ins Auge gefaßt, aber nicht vom Zaun gebrochen hatte, und den von ihrem Mitregenten [Joseph II.] provozierten Bayerischen Erbfolgekrieg.

Ihr Staatsschiff hatte sie durch die kriegerischen Stürme und vorbei an außenpolitischen Klippen gesteuert. Sie hatte dabei viele Männer und beträchtliche Mittel verloren, war aber nicht von ihrem Kurs abgewichen. In ganz Europa, selbst in Preußen, genoß sie persönliches Ansehen und ihre Monarchie das Prestige einer Großmacht. Im Kielwasser sah sie die Schiffe ihrer Söhne schwimmen, das römisch-deutsche Josephs, das toskanische Leopolds, das modensische Ferdinands und das kurkölnische von Maximilian Franz, und sie hoffte, daß auch jene, auf denen sie ihre Töchter als Gemahlinnen der Monarchen wußte, dieselbe Richtung einhielten, Frankreich, Neapel und Parma.⁹⁷

Auch beziehungsweise vor allem abseits des Kriegsfeldes setzte Maria Theresia durch ihre Reformen Hebel in Bewegung, die im 18. Jahrhundert nahezu revolutionär waren und bis in die Gegenwart nachwirken. Abgesehen von der bereits erwähnten umfassenden Heeresreform ist sie vor allem als Kaiserin in den Köpfen der Allgemeinheit verankert, die die Folter abgeschafft und die Unterrichtspflicht eingeführt hat. Gerade die beiden letztgenannten Reformen zeugen von einer nicht zu verachtenden Weitsichtigkeit, für die Maria Theresia bis heute geschätzt wird.⁹⁸

Als sie starb, zeigte sich nicht nur ihre Familie, sondern ganz Europa betroffen. Sogar Friedrich II., der Provokateur der beiden langen, aufzehrenden Kriege, die Maria Theresia führen musste, über den sie seit ihrem Regierungsantritt kein positives Wort zu sagen hatte, konstatierte: „Sie hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht“⁹⁹.

96 Vgl. Herre (1994), S. 347f.

97 Ebd., S. 348f.

98 Vgl. Hamann (1988), S. 342.

99 Herre (1994), S. 353.

2 Gattungsgeschichte der Biographie

Da sich diese Arbeit mit einer Biographie beschäftigt und es sich bei einer solchen um eine literarische Gattung handelt, die aufgrund einer fehlenden beziehungsweise teils widersprüchlichen Theorie als durchaus schwer zu definieren bezeichnet werden kann, sind zunächst Erläuterungen über sie notwendig. Dieses Kapitel widmet sich daher der Definitionsfrage sowie der Stellung, die die Biographie in der Literaturwissenschaft einnimmt; dabei geht es insbesondere um ihre Entwicklung sowie den Sinn und Zweck einer Biographie.

2.1 Definition

Die Definition der Biographie lautet gemäß Duden¹⁰⁰ „Beschreibung der Lebensgeschichte einer Person“ beziehungsweise „Lebenslauf, Lebensgeschichte eines Menschen“. Freilich lässt sich diese Gattung nicht ausreichend in einer solchen Kürze erklären. Deshalb seien an dieser Stelle Auszüge aus der wesentlich umfangreicheren Definition nach dem Metzler Lexikon Literatur wiedergegeben:

Biographie, f. [aus gr. *bios* = Leben, *gráphein* = schreiben], die individuelle Lebensgeschichte bzw. ihre Darstellung; (lit.) Erzählung eines Lebens. Seit ihren Ursprüngen in der Antike nimmt die B. eine Zwischenstellung zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung bzw. Fiktion ein. Sie entzieht sich der traditionellen Aufteilung in drei Gattungen, insofern biographische Muster prinzipiell auch außerhalb erzählender Textsorten zu finden sind. [...] im Allgemeinen werden [...] folgende Merkmale als für die B. konstitutiv angesehen: a) der faktuale Stoff – das Leben eines Menschen –, b) die imperfektische Erzählung aus der Perspektive des – nicht mit dem Dargestellten identischen – Biographen und c) die Tendenz zur Kohärenzbildung, insofern die B. zumindest seit der Frühen Neuzeit versucht, dem Leben einen inneren Zusammenhang oder eine Entwicklung zu unterlegen. Indem sie Zusammenhänge stiftet, sind ihre Grenzen zur Fiktion fließend. [...] Im 18. Jh. erscheint erstmals die begriffliche Trennung zwischen >B.< als Erzählung eines fremden Lebens und >Selbst-< bzw. >Autobiographie<. [...] Die Geschichte der B. [...] ist eng mit dem Wandel der Auffassung von Individualität verknüpft. [...] die B. [beginnt] mit der >Entdeckung des Menschen< (J. Burckhardt) in der Renaissance, zunächst in Italien, das diesseitige Leben des Menschen in den Mittelpunkt zu rücken. [...] Als Zeit der Blüte und des Wandels zu einem neuen Verständnis biographischer Individualität gilt freilich das 18. Jh. vornehmlich in England. [...] wachsende[s] Bedürfnis nach Katalogisierung und Kanonisierung im Kontext einer neuen nationalen Identitätsbildung der bürgerlichen Gesellschaft [...] Jeder Mensch ist nun prinzipiell biographiewürdig und es gilt, das Individuum mit Hilfe authentischer Dokumente in all seinen Facetten darzustellen [...] In Deutschland entwickelt sich die B. erst im 19. Jh. von einer lit. Kleinform zu einer „Großform“ (Scheuer), die sich in zwei Stränge teilt: historisch-politische B. im Dienste Preußens [...] sowie geistes- und kulturgeschichtliche B. [...].¹⁰¹

100 <http://www.duden.de/rechtschreibung/Biografie>, aufgerufen am 9.3.2015.

101 Burdorf, Dieter / Fasbender, Christoph / Moennighoff, Burkhard (Hrsg. 2007): Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen. Begründet von Günther und Irmgard Schweikle. Stuttgart / Weimar: Verlag J. B. Metzler. 3. Auflage, S. 89f.

Diese ausführliche Definition kann an einigen Stellen noch ergänzt werden, beispielsweise bei der Frage, welche Form und Art von Leben in einer Biographie für gewöhnlich wiedergegeben wird und um welche Personen es sich dabei meistens handelt.

Wenn von keiner Autobiographie die Rede ist, sind Biographien sehr oft „geschriebene Darstellungsformen vergangenen Lebens“¹⁰², die sich über Jahrhunderte hinweg und eigentlich bis in die Gegenwart vorrangig „Beschreibungen des Lebens 'bedeutender' Individuen“¹⁰³ widmen. Es war und ist demnach nicht üblich, Biographien über Personen, die im Laufe ihres Lebens nicht zumindest für eine im Sinne einer breiteren Öffentlichkeit interessante oder bedeutungsvolle Handlung verantwortlich zeichnen, zu verfassen. Romein nennt diese Bedeutsamkeit als eine Bedingung für eine „gute“ Biographie: „Der Beschriebene soll nämlich nicht nur 'ein' Individuum, sondern eine Persönlichkeit sein; er muss ferner in der Welt etwas Bedeutendes geleistet und deutliche Spuren hinterlassen haben“¹⁰⁴. Historische Biographien sind im Normalfall faktuale Erzählungen, das bedeutet, Autor und Erzähler sind ident (im Gegensatz zur fiktionalen Erzählung).¹⁰⁵

Wenn es zur Gattungsfrage der Biographie kommt, offenbaren sich gleich mehrere Probleme. Obwohl sie, wie im Duden, relativ klar in kurzen Worten definiert werden kann, ist sie, wie auch im Metzler Lexikon Literatur (s. obiges Zitat) betont wird, als Genre nicht eindeutig zuzuordnen, sondern bewegt sich irgendwo „zwischen Wissenschaft, Kunst und Unterhaltung“¹⁰⁶. Generell kann man ihr „weniger selbstreflexives Gattungsbewusstsein als [...] anderen literarischen Gattungen“¹⁰⁷ zuschreiben.

Biographien zeichnen sich einem allgemeinen Verständnis nach dadurch aus, dass sie „nicht aus Texten, sondern aus Leben gemacht“¹⁰⁸ sind, ihre Existenz also den bewegten

102 Fetz, Bernhard (2009): Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 5.

103 Ebd.

104 Romein, Jan (1948): Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik. Bern: Francke, S. 108.

105 Vgl. Martínez, Matías / Scheffel, Michael (1999): Einführung in die Erzähltheorie. München: C.H. Beck. 9. Auflage 2012, S. 86f.

106 Fetz (2009), S. 7.

107 Ebd., S. 12.

108 Ebd., S. 4.

Lebensläufen diverser Personen verdanken. An dieser Stelle sei hinzugefügt, dass sich Lebensläufe und Biographien nicht gleichsetzen lassen. Während Lebensläufe einen fixen Verlauf mit unausweichlichem Anfang und Ende haben, kann das biologisch beendete Leben durch eine Biographie über einen längeren Zeitraum fortgesetzt werden, indem sie der biographierten Person zu (zusätzlichem) Nachruhm verhilft.¹⁰⁹ Dies ist eine weitere wichtige Rolle der Gattung Biographie: Sie hat „Gedächtnisfunktionen“¹¹⁰ inne. Ein zusätzlicher Unterschied zwischen Lebenslauf und Biographie besteht darin, dass ein Lebenslauf die Summe mehrerer Ereignisse darstellt¹¹¹, während Biographien „selektive Vergegenwärtigungen“¹¹² sind, deren Form und Inhalt vom Ermessen des Autors abhängt. Im Gegensatz zum Lebenslauf kann eine Biographie über das Leben beziehungsweise seine Dauer hinausgehen. In diesem Zusammenhang bietet Fetz die „einfachste und bündigste Definition von Biographie: Sie handelt vom Leben, ist es aber nicht“¹¹³. Weiters sei die Biographie „nicht ganz Wort und nicht ganz Fleisch, sie ist dasjenige, was dazwischen liegt“¹¹⁴.

Für Fetz besteht die „Kunst der Biographie [...] darin, zwischen Lebenslauf und Lebenserzählung und zwischen Struktur und Individuum so zu vermitteln, dass es zu einer beständigen wechselseitigen Korrektur kommt“¹¹⁵.

2.2 Bedeutung in der Literatur

Da die Biographie eine „beträchtliche Theoriesistenz“¹¹⁶ aufweist, ist eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihr vergleichsweise schwierig. Als literarische Gattung hat sie schon seit der Antike eine gewisse Bedeutung, die sich seit dem 18. Jahrhundert deutlich verstärkt hat.¹¹⁷ Römische Biographien und Autobiographien, die um 100 v. Chr. entstanden, dienten vor allem „der politischen Auseinandersetzung, Rechtfertigung und Invektive“¹¹⁸, das

109 Vgl. Fetz (2009), S. 22f.

110 Ebd., S. 23.

111 Vgl. ebd., S. 52.

112 Ebd.

113 Ebd., S. 54.

114 Ebd., S. 63.

115 Ebd., S. 41.

116 Ebd., S. 3.

117 Vgl. ebd., S. 10, 18.

118 Dihle, Albrecht (1987): Die Entstehung der historischen Biographie. Vorgetragen am 26. April 1986. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrgang 1986, Bericht 3. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, S. 23.

Schicksal oder der Charakter der biographierten Person nahm daher aller Wahrscheinlichkeit nach eine eher untergeordnete Rolle ein. Das sollte sich im Lauf der Jahrhunderte beträchtlich ändern, wobei die Wichtigkeit des politischen und historischen Hintergrunds nie von der Hand zu weisen war.

So „simuliert“ die Biographie „eine Synthese“ aus „einem Erfahrungsgedächtnis Einzelner und einem Generationengedächtnis sowie einem allgemeinen Geschichtsgedächtnis“¹¹⁹. Sie konzentriert sich traditionsgemäß auf ein Individuum und hält an alten Mustern fest; zur Theorie- kommt auch eine gewisse Innovationsresistenz, wie Schweiger konstatiert.¹²⁰ Im Laufe der Zeit konnte sich aber dennoch die eine oder andere Neuerung durchsetzen, so zum Beispiel in den 1970ern „die Gruppen-, Sozial- oder Kollektivbiographie“, die „eine Verbindung aus Sozialgeschichtsschreibung und Individualbiographie“¹²¹ darstellt. Der gesellschaftliche und historische Kontext, in dem sich das Leben des Individuums abspielt, wurde für die Biographie immer bedeutsamer.

Viele Biographien muten von ihrem Inhalt und der Erzählweise her weniger wie Sachliteratur an denn wie fiktive oder gar poetische Texte, wie schon im oben zitierten Abschnitt aus dem Metzler Lexikon Literatur angemerkt. „Kein anderes Genre der Historiographie steht der Literatur, genauer dem Roman, so nahe wie die Biographie“¹²² – im Grunde legitimiert sich der Unterschied zwischen einem Roman und einer Biographie manchmal nur aufgrund der Tatsache, dass die beschriebene Person eine tatsächlich existierende ist oder war.¹²³ Vor allem im 18. Jahrhundert übernahmen Romane oft „die Funktion [...], Lebensverwirklichung als Vorbild bzw. Warnung [...] dem Leser vorzuführen“¹²⁴. Dies änderte sich sukzessive mit Herder und Goethe, aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekamen Biographien

119 Dihle (1987), S. 23.

120 Vgl. Schweiger, Hannes (2009): Die soziale Konstituierung von Lebensgeschichten. Überlegungen zur Kollektivbiographik. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 317.

121 Ebd.

122 Raulff, Ulrich (2000): Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft. In: Christian Klein (Hrsg., 2002): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler, S. 59.

123 Vgl. ebd.

124 Winkelbauer, Thomas (2000): Plutarch, Sueton und die Folgen. Konturen und Konjunktoren der historischen Biographie. In: Thomas Winkelbauer (Hrsg.): Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie“ am 26. Oktober 1997 in Horn. Horn / Waidhofen/Thaya: Waldviertler Heimatbund, S. 36.

einen immer größeren Umfang und konnten mehr und mehr Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben.¹²⁵

Die Begeisterung der Leserschaft für Biographien, die zum Teil deutliche Parallelen zum Entwicklungsroman aufweisen¹²⁶, mag die unterschiedlichsten Gründe haben – beispielsweise das Interesse an und die „Sehnsucht nach prägnanten Lebensbildern und Lebensmustern“¹²⁷. Tatsache ist, dass sie sich ungebrochener Beliebtheit erfreut und, vor allem in wissenschaftlicher Hinsicht, immer mehr erforschens- und lesenswerte Beiträge zu dieser Gattung erscheinen.¹²⁸ Dass Biographien in der Wissenschaft anerkannt werden, war noch vor wenigen Jahren alles andere als eine Selbstverständlichkeit; das Genre konnte (und kann zum Teil auch heute noch) sogar als „Bastard der Geisteswissenschaften“¹²⁹ bezeichnet werden. Raulff schrieb dazu bereits im Jahr 2000, dass „die historisch-fachliche Akzeptanz der Biographie sich zu ändern beginnt“¹³⁰. Nicht länger bedeute „es den sicheren Karrieretod, professioneller Historiker oder Wissenschaftshistoriker zu sein und sich mit Lebensgeschichten zu befassen“¹³¹. Den Grund dafür sieht er vor allem darin, dass beispielsweise Historiker sich für den Umstand begeistern, dass „herausragende Mitglieder ihrer 'Zunft' selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Lebensbeschreibung geworden sind“¹³².

Garraty nannte schon vor fast sechzig Jahren einen sehr einfachen und zugleich verständlichen und logischen Grund für den breiten Anklang von Biographien, auch und vor allem abseits wissenschaftlich interessierter Leserschaft: „For people are interested primarily in people“¹³³. Dies scheint ein grundlegendes Faktum zu sein, denn anders ließe sich die nach wie vor aufrechte Beschäftigung mit und Lektüre von Biographien kaum erklären. Das Leben

125 Vgl. Winkelbauer (2000), S. 36.

126 Vgl. Fetz (2009), S. 17.

127 Gumbrecht, Hans Ulrich: Die Rückkehr des totgesagten Subjekts. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.5.2008, S. N3. Link: <http://www.genios.de/presse-archiv/artikel/FAZ/20080507/die-rueckkehr-des-totgesagten-subje/FNUWD1200805071693496.html>, aufgerufen am 20.02.2015.

128 Vgl. Fetz (2009), S. 7.

129 Klein, Christian (2002): Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: Christian Klein (Hrsg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler, S. 1.

130 Raulff (2000), S. 67.

131 Ebd.

132 Ebd., S. 68.

133 Garraty, John (1957): The Nature of Biography. New York: Knopf, S. 3.

anderer Menschen ist demnach für viele Personen durchaus lesenswert, wobei es mittlerweile keine zwingende Voraussetzung mehr ist, dass es sich bei der biographierten Person um eine Berühmtheit handelt. Allerdings widmet sich, wie bereits erwähnt, auch heute die Mehrzahl der Biographien Menschen, die im Laufe ihres Lebens auf unterschiedliche Art und Weise zumindest ein wenig Bekanntheit erlangt haben.

Hier ist hervorzuheben, dass es bis zum 20. Jahrhundert kaum Biographien von und über Frauen gab, vielmehr handelte es sich bei der Biographie stets um eine fast durch und durch „männliche“ Gattung. Es dauerte bis in die 1980er-Jahre hinein, dass Autoren oder Autorinnen von Biographien über Frauen sich nicht mehr dazu gezwungen sahen, ihr biographisches Interesse an weiblichen Personen öffentlich zu rechtfertigen.¹³⁴ Karl Tschuppik kann mit seinen Biographien über Kaiserin Elisabeth (1929) und Maria Theresia (1934) somit durchaus als Vorreiter bezeichnet werden; wobei fairerweise dazugesagt werden muss, dass diese beiden Damen in der Geschichte und damit auch in der Biographieschreibung aufgrund ihrer großen Popularität und ihres immer noch sehr präsenten Nachlebens eine Sonderstellung einnehmen.

Die verschiedenen Formen der Biographie erfüllen verschiedene Funktionen; für diese Arbeit ist insbesondere die historische Biographie interessant. Sie erfüllt den Zweck, „Prozesse des Nachlebens Einzelner mit Blick auf die eigene Gegenwart bewusst zu machen“¹³⁵. Dieses Zitat greift innerhalb dieser Arbeit etwas vor. Wie in späteren Kapiteln ausführlich behandelt, macht Tschuppik von dieser Funktion der historischen Biographie definitiv Gebrauch. Er erzählt nicht einfach das Leben Maria Theresias, sondern zieht mehrfach Parallelen zu seiner Gegenwart. Laut Fetz fällt gerade die Erscheinungszeit *Maria Theresias* mit jener „der Krise der historischen Biographie“¹³⁶ zusammen. Diese Krise ist auf die wachsende Bedeutung und verbesserte Methodik anderer Wissenschaften, wie Geographie und Soziologie, zurückzuführen, die innerhalb der Geschichtswissenschaften plötzlich einen hohen Stellenwert einnahmen. Interessanterweise passiert die Krise der historischen Biographie zeitgleich mit einer eigentlich gegenteiligen Entwicklung: gerade in den 1930er-Jahren, als

134 Vgl. Marian, Esther / Ní Dhúill, Caitríona (2009): Einleitung. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 157f.

135 Fetz (2009), S. 24.

136 Ebd., S. 26.

Tschuppiks *Maria Theresia* veröffentlicht wurde, ist eine immer größer werdende Vielfalt innerhalb des Genres erkennbar.¹³⁷ Dass sich *Maria Theresia* immer wieder auf die Gegenwart bezieht, ist kein Zufall, denn „[e]rst die Unterstellung der Wirkung vergangenen Lebens auf eine spätere Zeit legitimiert die Biographie“¹³⁸, was sich aber nicht nur auf die Protagonistin, sondern auch auf ihren Gegenspieler, Friedrich von Preußen, sowie sämtliche (vor allem politische) Geschehnisse im Leben beider bezieht.

137 Vgl. Fetz (2009), S. 26.

138 Ebd., S. 60.

3 Maria Theresia in der Biographie

3.1 Darstellung in modernen Biographien: eine Auswahl

Um das Genre Biographie mitsamt seiner formalen Kriterien und Möglichkeiten anhand praktischer Beispiele näher zu beleuchten und zugleich Karl Tschuppiks Darstellung von Maria Theresia in einen Kontext zu bringen, erfolgt an dieser Stelle eine vergleichende Beschreibung dreier Biographien über die Herrscherin. Da, gerade wenn es um Maria Theresia geht, eine Vielzahl an biographischem Material vorhanden ist, erfolgte die Auswahl anhand verschiedener Kriterien:

1. Der zeitliche Abstand zwischen den Veröffentlichungen von Tschuppiks *Maria Theresia* und den moderneren Biographien beträgt mindestens 50 Jahre.
2. Es handelt sich um Bücher, die entweder zur Gänze oder zumindest zu einem großen Teil von Maria Theresia handeln, damit auch tatsächlich von einer Biographie über sie die Rede sein kann; biographische Aufsätze oder kurze Kapitel über die Herrscherin in einem umfangreichen Buch über verwandte Themen beziehungsweise Personen waren dementsprechend ausgeschlossen.
3. Die Biographen setzen unterschiedliche Schwerpunkte (die Person Maria Theresia; das familiäre Umfeld; Beziehung zu anderen Herrscherpersönlichkeiten ihrer Zeit).

Der kurze Vergleich der drei Biographien dient einem besseren Verständnis der später folgenden Analyse von Karl Tschuppiks Buch. So soll er aufzeigen, ob Tschuppiks Biographie von 1934 ähnliche Prioritäten bei der Lebensbeschreibung der Herrscherin hatte und ob ihr Charakter auf eine vergleichbare Art und Weise herausgearbeitet wird. Entsteht 50 Jahre (beziehungsweise länger) nach Tschuppiks *Maria Theresia* ein völlig anderes Bild derselben Protagonistin? Würde dieser Umstand durch den Zeitpunkt der Veröffentlichung erklärbar sein? Bei den nun folgenden Kapiteln über die Maria-Theresia-Biographien von Franz Herre, Hannes Ettlstorfer und Dieter Wunderlich handelt es sich um kurze Abrisse, während die Auseinandersetzung mit den soeben genannten Fragen in Teil II erfolgt.

Wenn es um Maria Theresia in der Biographie geht, wäre es allerdings nicht vertretbar, die

wohl wichtigste Biographie über sie an dieser Stelle nicht zu erwähnen. Sie ist aufgrund ihres Umfangs das detailreichste Werk dieser Art: Alfred Ritter von Arneth¹³⁹ verfasste zehn Bände, die in den 60er- und 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen, über das Leben der Herrscherin.

3.1.1 Franz Herre: *Maria Theresia. Die große Habsburgerin. (1994)*

Im Gegensatz zu Tschuppik legt Herre großen Wert auf die explizite Hervorhebung der Protagonistin als solche. Maria Theresia ist die Hauptperson, die Biographie kreist natürlich auch um die Geschehnisse um sie herum, aber im Vordergrund steht Maria Theresia selbst, was schon durch die Kapitelüberschriften deutlich betont wird. Herres Biographie gliedert sich in sechs Hauptkapitel mit jeweils drei Unterkapiteln. Die Titel der Hauptkapitel lauten: *Die Erbtochter, Die Standhafte, Die Reformerin, Die Rokokofürstin, Die Kämpferin* und *Die Witwe*.

Obwohl der Titel des ersten Kapitels anderes suggeriert (zumindest im direkten Vergleich mit Tschuppik), beginnt Herre mit der Geburt Maria Theresias. Dieses Ereignis ist zwar auch Ettlstorfer¹⁴⁰ und Wunderlich¹⁴¹ eine Erwähnung wert, Herre widmet ihm aber bereits den allerersten Satz, während die Suche nach Maria Theresias Geburtsdatum bei Tschuppik ergebnislos verläuft. Herre führt im Anschluss eine genaue Beschreibung der politischen Umstände und des aktuellen Erscheinungsbildes ihrer Geburtsstadt aus, bevor sich ein eigenes Unterkapitel der Kindheit, Jugend und Erziehung der zukünftigen Herrscherin widmet. In dieser Tonart geht es weiter: Herre vermittelt ein äußerst detailreiches Bild der Zeit und des Lebens Maria Theresias und versäumt es dabei nicht, ebenso genau auf den Charakter und die Eigenheiten der Protagonistin einzugehen. Es ist eben diese Genauigkeit, die umfassendes Wissen vermittelt, wodurch das Buch als modernes Standardwerk über Maria Theresia angesehen werden kann.

Während Tschuppik den während Maria Theresias Zeit geführten Kriegen sehr viel Raum gibt, wovon in Kapitel 2.4 (Teil II) die Rede sein wird, beschränkt sich Herre darauf, das

139 Arneth, Alfred Ritter von (1863-1879): *Geschichte Maria Theresia's*, Band 1 bis 10. Wien: Braumüller.

140 Vgl. Ettlstorfer, Hannes (2008), S.12.

141 Vgl. Wunderlich, Dieter (2000): *Vernetzte Karrieren. Friedrich der Große. Maria Theresia. Katharina die Große*. Regensburg: Friedrich Pustet, S. 29.

Kriegsgeschehen anhand der politischen Lage sowie der bestehenden beziehungsweise sich verändernden Allianzen zu erläutern. Dabei finden auch wichtige Schlachten und deren Ausgang Erwähnung, allerdings in einem viel geringeren Ausmaß als bei Tschuppik, der sich intensiv mit der Beschreibung des genauen Hergangs jener Schlachten beschäftigt. Herre geht es weniger um den exakten Ablauf der Kriege als um ihre Ursachen und Konsequenzen, wobei der Fokus immer auf Maria Theresia, und in solchen Fällen insbesondere auf ihre Bedeutung als Kriegsherrin, gesetzt ist.

Der Autor wahrt nicht immer die Distanz eines unbeteiligten Erzählers, sondern tut im Verlauf des Buches immer wieder seine persönliche Meinung kund, was auch in Tschuppiks Biographie auffällt. So schreibt Herre zum Beispiel, dass Maria Theresia „zu Recht“¹⁴² nur Negatives über Friedrich II. zu sagen hat. Auch scheint es stellenweise, als ob Herre Maria Theresias tiefe Religiosität nicht nur beschreibt, sondern auch teilt, wenn er scheinbar allgemein gültige, nicht durch Zitate gestützte Sätze wie „Je älter sie wurde, desto bewußter wurde ihr, daß sie beides [arbeiten und beten] tun müsse, um sich um das irdische Reich verdient zu machen und sich das himmlische Reich zu verdienen“¹⁴³ oder „Auf dem Doppelsarkophag [...] erwartet sie das Lever zum Jüngsten Gericht“¹⁴⁴ schreibt.

Trotz der thematischen Einteilung der Kapitel hält sich Herre zugleich fast durchgehend an die chronologische Reihenfolge der Ereignisse. Er schreibt im Präteritum und bedient sich zahlreicher Zitate, ohne ihnen aber so viel Platz und Gewicht zu geben, wie es Tschuppik und Etlstorfer in ihren Biographien über Maria Theresia tun. Während Briefe in diesen Büchern zum Teil fast vollständig wiedergegeben werden, beschränkt sich Herre auf kurze Auszüge. Insgesamt vermittelt Herre von den hier miteinander verglichenen Biographien eindeutig das umfassendste Werk über Maria Theresia, das auf den menschlichen und politischen Aspekt im gleichen Maße eingeht und außerdem das Umfeld Maria Theresias eingehend beschreibt, womit er die Protagonistin von mehreren Seiten beleuchtet.

3.1.2 Hannes Etlstorfer: Maria Theresia. Kinder, Kirche und Korsett. (2008)

Hannes Etlstorfer widmet seine Biographie ganz dem Privatmenschen Maria Theresia, wie

142 Herre (1994), S. 230.

143 Ebd., S. 351.

144 Ebd., S. 354.

schon dem Untertitel zu entnehmen ist (*Die privaten Seiten einer Herrscherin*). Er beschreibt zwar viele Eigenschaften und Gewohnheiten der Kaiserin in eigenen Worten oder mit Zitaten anderer Biographen, lässt aber in erster Linie die Protagonistin selbst über sich und ihr Leben berichten. Etzlstorfer lässt Maria Theresia in dieser Biographie sozusagen ihr Selbstporträt zeichnen: „Als Quelle für unsere Zwecke [die privaten Seiten zu zeigen] eignen sich vorrangig die persönlichen Briefe, die sie zumeist an ihre Kinder und Freundinnen richtete und in denen Maria Theresias Gedanken, Gefühle und Wünsche offenherzig anklingen“¹⁴⁵.

Briefe nehmen in der Folge den größten Teil des Textes ein. Sie werden trotzdem in den meisten Fällen nur abschnittsweise und nicht in voller Länge abgedruckt – was vor allem daran liegen mag, dass Maria Theresias Briefe teilweise mehrere Seiten in Anspruch nehmen würden (was sie bei Etzlstorfer auch gekürzt manchmal tun). Die Briefe behandeln unterschiedlichste Themen, die alle aus dem privaten Bereich der Herrscherin kommen. So handeln die Korrespondenzen von der Erziehung ihrer Kinder und den Sorgen um dieselben, von ihrer Ehe, Reisen, Essverhalten, Freizeitbeschäftigung, Religiosität und persönlichen Problemen, wie dem Umgang mit Trauer. Kein einziges Kapitel und kein Brief widmet sich dem Kriegsgeschehen, wodurch sich Etzlstorfers Biographie am meisten von den anderen hier beschriebenen abhebt.

Zwischen den zitierten Briefen werden ergänzende und einleitende Informationen angegeben, wodurch ein abgerundetes Bild entsteht und die Briefe im richtigen Kontext gelesen und interpretiert werden können. Die vielzitierten Briefe nehmen Etzlstorfers Buch nicht die Charakteristika einer Biographie, sie sind vielmehr als Information aus erster Hand zu verstehen und entfalten genau die Wirkung, die der Leser aufgrund des Titels erwarten darf: Es entsteht ein sehr persönliches Bild Maria Theresias, das besonders ihre menschlichen Seiten hervorkehrt und sie mehr als Mutter, Ehefrau und Freundin denn als Kaiserin darstellt – Rollen, die sie auch heute noch verkörpert, was bei anderen Herrschern nicht im selben Ausmaß der Fall ist. Genau diesen Aspekt der Menschlichkeit und Greifbarkeit betont Etzlstorfer gleich zu Beginn der Biographie, wenn er schreibt, Maria Theresia sei durch ihr „schnörkelloses Naturell wie kaum eine andere historische Persönlichkeit der österreichischen

145 Etzlstorfer (2008), S. 25.

Geschichte präsent geblieben¹⁴⁶.

Etzlstorfer biographiert eine sanftmütige und zugleich resolute Maria Theresia, die ihren Kindern eine liebende, aber strenge Mutter und ihrem Mann eine treue, eifersüchtige und doch nachsichtige Gattin war. Dem Leser wird das Eintauchen in den kaiserlichen Familienalltag ermöglicht und eine Herrscherin vorgestellt, deren menschliche Seiten vor allen Pflichterfüllungen überwiegen. Diese Darstellung erfolgt einerseits über die Erläuterungen des Autors, andererseits vor allem über die von ihm ausgewählten Briefe aus dem privaten Umfeld Maria Theresias. Formal erfüllt Etzlstorfer die allgemein gültigen Regeln des Genres Biographie, erzählt wird durchgehend im Präteritum. Die Briefe sind in den Textfluss eingebettet und die Kapitel des Buches sind nicht chronologisch, sondern thematisch angeordnet.

3.1.3 Dieter Wunderlich: *Vernetzte Karrieren: Friedrich der Große, Maria Theresia, Katharina die Große.* (2000)

Dieter Wunderlichs Biographie ist keine solche im klassischen Sinn, da sie statt einer drei Personen – Maria Theresia, Friedrich II. von Preußen und Katharina von Russland – in ungefähr der gleichen Ausführlichkeit behandelt. Die Kapitel widmen sich oft nur jeweils einem der drei Protagonisten, wenn es aber Geschehnisse beschreibt, die alle drei gleichermaßen betreffen, handelt es sich um ein allgemeineres Kapitel, das sich nicht auf nur eine der Personen beschränkt. Wie der Titel der Biographie schon vermuten lässt, ist es die Hauptintention des Autors, die Verknüpfung der Herrscherpersönlichkeiten untereinander, ihre Beziehungen zueinander und die entsprechende Auswirkung auf deren Leben sowie auf Europa herauszuarbeiten.

Die Haupt- und Unterkapitel sind vergleichsweise kurz gehalten, was einen ständigen Wechsel zwischen den Protagonisten zur Folge hat und dem Buch ein gewisses „Tempo“ verleiht. Wunderlich greift zu Betonungszwecken mehrmals auf Rufzeichen zurück („Das Haus Habsburg als Bittsteller in Ungarn! Das hat es noch nie gegeben¹⁴⁷), womit er indirekt teilweise Stellung bezieht beziehungsweise seine persönliche Meinung zum Ausdruck bringt –

146 Etzlstorfer (2008), S. 9.

147 Wunderlich (2000), S. 78.

was auch Tschuppik des Öfteren tut. Weiters haben die beiden Autoren gemein, Maria Theresia als emotional und „fraulich“ zu beschreiben, insbesondere wenn ihr Ehemann ins Spiel kommt: „Vergeblich späht sie nach Franz Stephan. Es schmerzt sie, daß er nur von weitem zusehen kann, weil es die Ungarn strikt abgelehnt haben, ihn als Mitregenten in ihrem Land anzuerkennen“¹⁴⁸. Neben einer solchen Art von Verwundbarkeit betont allerdings auch Wunderlich die Entschlossenheit der Herrscherin, vor allem im politischen Sinn.

In jenen Kapiteln, die sich mit Maria Theresia befassen, wird sie trotz des wesentlich geringeren Raums, der ihr im Vergleich mit den anderen Biographien gegeben wird, sehr genau beschrieben. Es entsteht ein Bild, wie es auch Tschuppik, Herre und Ettlstorfer großteils zeichnen: Maria Theresia wird als starke Persönlichkeit biographiert, ihre positiven Eigenschaften, wie Mitgefühl und Charakterstärke, hervorgehoben und Kritik an ihrer Person eher gering gehalten und nur am Rande erwähnt – wie zum Beispiel das Misstrauen der überzeugten Katholikin gegenüber anderen Religionen und ihre Einstellung zum Thema Anstand¹⁴⁹; Wunderlich nennt sie gar eine „militante Moralistin“¹⁵⁰.

Kriegsbeschreibungen hält Wunderlich zwar auch kurz, geht aber zugleich auf mehrere Details ein, beispielsweise beim Hergang mancher Schlachten. Der Ausführlichkeit, die Tschuppik bei derartigen Beschreibungen an den Tag legt, kommt er aber nicht nahe. Dafür widmet Wunderlich all seinen Protagonisten auch Kapitel, die sich um den jeweiligen Privatmenschen drehen. Wie bei fast allen Biographien über Maria Theresia geht auch Wunderlich recht ausführlich auf die konfliktreiche Beziehung der Herrscherin zu ihrem Sohn Joseph ein. Er spart nichts aus, was als essentiell für Maria Theresias Leben betrachtet werden kann, und erschafft durch die Verbindung mit den Biographien über Friedrich II. und Katharina die Große einen besonderen Kontext: So kann der Leser sich in mehreren Kapiteln ganz in die Einzelschicksale vertiefen, „springt“ dabei aber von einem fürstlichen Hof zum anderen und wieder zurück oder findet sich auf gemeinsamen politischen Schauplätzen wieder.

148 Wunderlich (2000), S. 79.

149 Vgl. ebd., S. 185f.

150 Ebd., S. 186.

Wunderlich erzählt durchgehend im Präsens, wodurch ein in so einem Fall oft beobachtbarer Effekt der Unmittelbarkeit entsteht. Das Buch gliedert sich in 29 Kapitel und zahlreiche Unterkapitel, die thematisch und gleichzeitig auch chronologisch geordnet sind. Trotz der Kürze der einzelnen Kapitel ist ein großer Informationsgehalt gegeben, der den anderen Biographien in nichts nachsteht, wenn auch bei manchen Details nicht die gleiche Ausführlichkeit gegeben ist.

3.1.4 Vergleichende Darstellung der vier Biographien

Im Vergleich mit den moderneren Biographien hebt sich Tschuppiks *Maria Theresia* vor allem aufgrund des Kriegsschwerpunkts hervor. Höchstens Herre kommt mit seinen Schilderungen des Kriegsgeschehens ansatzweise an eine ähnliche Ausführlichkeit heran, spart aber dann doch viele Details, die bei Tschuppik im Vordergrund stehen, aus. Sowohl Herre als auch Etlzstorfer und Wunderlich rücken eher die Privatperson Maria Theresia als die Politik in den Vordergrund.

Formal fällt auf, dass es sich bei allen vier Büchern um faktuale Erzählungen und damit um Biographien im herkömmlichen Sinn handelt. Alle, außer Etlzstorfer, der eine rein thematische Reihung der Kapitel vorzieht, halten sich an die chronologische Ordnung der Ereignisse. Was die Erzählzeit betrifft, fällt Tschuppik aus der Reihe, da er zwar große Teile des Textes im Präsens schreibt, diese Zeit aber nicht durchgehend beibehält. Tschuppik ist auch der einzige der vier Autoren – abgesehen von einigen Stellen bei Wunderlich – der in fast erschöpfendem Ausmaß das Geschlecht der Protagonistin in Hinblick auf ihr Wirken betont.

Die vielleicht wichtigste Ausnahme bildet Tschuppiks Biographie, wenn es um politische Parallelen zur Gegenwart geht. Sein Text enthält etliche Passagen, die sich auf die 1930er-Jahre beziehen, wovon in Teil II noch ausführlich die Rede sein wird. Daraus kann freilich nicht geschlossen werden, dass es gerade in Tschuppiks Zeit üblich war, solche Parallelen zu ziehen, aber die damalige politische Lage gab mit hoher Wahrscheinlichkeit eher Anlass zu solch versteckter Kritik, als es zur Entstehungszeit der anderen drei Biographien der Fall war. Eine Schlussfolgerung, die definitiv gezogen werden kann, ist die Tatsache, dass sich die Autoren der moderneren Biographien eher als Tschuppik um die Einhaltung formaler

Kriterien (Beibehaltung der Erzählzeit) bemühen und dem Menschen, von dem die Biographie handelt, mehr Raum geben als den Geschehnissen um ihn herum. Die folgende Tabelle dient zur Veranschaulichung der wesentlichsten Unterschiede zwischen den Biographien.

Vergleich der vier Biographien über Maria Theresia				
	Tschuppik 1934	Herre 1994	Wunderlich 2000	Etzlstorfer 2008
Chronologische Gliederung	✓	✓	✓	
Faktuale Erzählung	✓	✓	✓	✓
Beibehaltung der Erzählzeit		✓	✓	✓
Erzählzeit Präsens	✓		✓	
Erzählzeit Präteritum	✓	✓		✓
Kindheit und Jugend der Protagonistin wird (zumindest kurz) beschrieben		✓	✓	
Geschlecht der Protagonistin wird in Hinblick auf ihr politisches Wirken mehrfach betont	✓		✓	
Politische Parallelen zur Gegenwart der Veröffentlichung werden explizit gezogen	✓			
Fokus auf Kriegsgeschehen	✓	✓		
Fokus auf die Privatperson Maria Theresia		✓	✓	✓
Briefe bilden das wichtigste / am häufigsten zitierte Quellenmaterial	✓			✓

3.2 Karl Tschuppik als Habsburger-Biograph

3.2.1 Künstlerisches Wirken in dieser Gattung

„Tschuppik hatte in seinen Biographien einen [...] trockenen, sachlich ernsthaften Stil, etwa wie ein Wiener Kaffeehausliterat, der wie ein Universitätsprofessor schreiben wollte“¹⁵¹. Diese amüsante, aber auch wenig schmeichelhafte Bemerkung stammt aus der Feder von Hermann Kesten, einem Zeitgenossen Tschuppiks. Generell kommt Tschuppik von vielen Seiten nicht sehr viel Lob für sein biographisches Wirken zu.

In erster Linie war Tschuppik, wie in Kapitel 1.1.2 beschrieben wurde, Journalist. Fast sein gesamtes berufliches Leben und Wirken konzentrierte sich auf das Zeitungswesen, bis er sich, im Alter von über 50 Jahren, einem anderen Genre zuwandte und innerhalb von sechs Jahren die drei Habsburger-Biographien sowie eine Ludendorff-Biographie schrieb. Amann hebt vor allem das biographische Talent des Hobby-Historikers hervor, der auch publizistische Texte mit Recherchen über Personen und die Geschichte verschmelzen ließ. So schreibt er, dass Tschuppiks Stärken „ohne Zweifel im Biographischen [liegen], obgleich jede dieser Biographien mehr sein will als eine Biographie, nämlich ein Zeitbild“¹⁵². Besonders den „intimen und privaten Charakter“¹⁵³ der Biographien betont Amann. Die Ansicht, dass es sich bei Tschuppik um einen sehr guten Biographen handelt, wurde nicht von allen Kritikern geteilt. Während seine Biographien über Franz Joseph und Elisabeth zumindest einigermaßen häufig gelesen und auch geschätzt wurden, findet *Maria Theresia* weniger Erwähnung und falls doch, fällt die Fachmeinung darüber eher bescheiden aus. Im Nachruf der *Neuen Freien Presse* auf Karl Tschuppik ist beispielsweise zu lesen, dass manche seiner Arbeiten, darunter die Maria-Theresia-Biographie, lediglich „redliche Versuche dar[stellen], sich in versunkenen Epochen der österreichischen Geschichte zurechtzufinden“¹⁵⁴.

Heute haben Tschuppiks Biographien, vor allem angesichts der zahlreichen anderen Beiträge zu dieser literarischen Gattung, die im Laufe der Jahrzehnte über dieselben Personen verfasst wurden und werden, für wissenschaftliche Recherchen eine nicht allzu große Bedeutung, was

151 Kesten, Hermann (1959): *Dichter im Café*. Wien / München / Basel: Kurt Desch, S. 378.

152 Amann (1992), S. 38.

153 Ebd., S. 39.

154 Nachruf „Karl Tschuppik gestorben“. In: *Neue Freie Presse* (Wien) vom 23.7.1937, S. 6. Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19370723&seite=6&zoom=33>, aufgerufen am 18.3.2015.

aber nicht auf eine mangelnde Qualität des Werks schließen lässt. Die „Entscheidung für das große Individuum als Fokus der Geschichte“¹⁵⁵ lässt andere Aspekte der erzählten Zeit, die aus der Perspektive der Wissenschaft interessant(er) sein könnten, in den Hintergrund rücken. Es ist Tschuppik diesbezüglich allerdings kein Vorwurf zu machen, da es ja zur Natur des Genres Biographie gehört, die Geschichte eines Menschen und somit auch „menschliche Geschichte“ (soll heißen: Geschichte aus einer menschlichen Perspektive beziehungsweise unter einem menschlichen Aspekt) zu erzählen. Dies tut Tschuppik zweifellos, wobei gerade die Biographien über Franz Joseph und Maria Theresia den Anschein erwecken, Tschuppiks Interessen seien hauptsächlich militärhistorischer Natur. So befassen sich beide Bücher ausführlichst nicht nur mit den zur Zeit der Protagonisten geführten Kriegen, sondern mit detailreichen Schilderungen einzelner Schlachten. Der Mensch, um den es in diesen Biographien eigentlich geht, rückt dabei zumindest zeitweise über einige Strecken in den Büchern etwas in den Hintergrund.

Die Biographie über Elisabeth entspricht aber genau dem von Amann hervorgehobenen, oben zitierten, privaten und intimen Charakter. Die Darstellung der Kaiserin erfolgt sehr oft über Einblicke in das tiefste Innere der Person, die Tschuppik auch als Zeitgenosse Elisabeths nicht haben konnte. Im Gegensatz zu den anderen beiden Habsburger-Biographien wirkt jene über Elisabeth beinahe romanhaft. Hier stellt sich die Frage, warum sich die Biographien so stark voneinander unterscheiden. Wenn Tschuppik Kaiserin Elisabeth so gut wie keine politische Bedeutung beimaß, was aus der Biographie hervorgeht, auch deshalb, weil es ausschließlich um das Mädchen beziehungsweise die Frau geht, warum hat er sich dann überhaupt dazu veranlasst gesehen, ein Buch über sie zu schreiben? Vielleicht ging es ihm, nach der Biographie über Franz Joseph, um eine gewisse Vollständigkeit. Es ist jedoch hervorzuheben, dass gerade in der Elisabeth-Biographie mehrere Fehler, sprich historisch falsche „Fakten“, zu finden sind. Diese wirken oft wie „Schlampigkeitsfehler“, was nicht zu Tschuppiks gewohnter Rechercharbeit als Journalist passt. So „verrechnet“ er sich des Öfteren mit einer gewissen Konsequenz, beispielsweise wenn er wiederholt schreibt, dass am 18. August 1853 der 24. Geburtstag Franz Josephs gefeiert wurde¹⁵⁶ und Elisabeth zum selben Zeitpunkt – zu dem nicht nur Franz Josephs Geburtstag, sondern auch die Verlobung des zukünftigen Kaiserpaares gefeiert wurde – 16 Jahre alt war.¹⁵⁷ Tatsächlich feierte Franz Joseph seinen 23.

155 Amann (1992), S. 39.

156 Vgl. Tschuppik, Karl (1929): Elisabeth. Kaiserin von Österreich. Wien und Leipzig: Dr. Hans Epstein, S. 27.

157 Vgl. ebd., S. 25.

Geburtstag und Elisabeth, die am 24. Dezember 1837 geboren worden war, war erst 15 Jahre alt. Abgesehen von inhaltlichen Ungereimtheiten dieser Art ist auch der Schreibstil auf den ersten Blick schwerlich Tschuppik zuzuschreiben. Dies liegt vor allem an den bereits erwähnten romanhaften Formulierungen, an den Einblicken in die Seelen der Protagonisten, die jede Sachlichkeit und Faktennähe sprengen. Ein Beispiel ist die pathetische Beschreibung jener Situation, in der Franz Joseph sich für Elisabeth als Braut entscheidet: „Der junge Kaiser ist von der Sechzehnjährigen wie geblendet. Ein plötzlicher Entschluß, jede Hemmung, jeden Zweifel beiseiteschiebend, jagt durch sein Hirn. Nicht Helene, Sisi wird seine Frau werden“¹⁵⁸.

Solche sehr „persönlichen“ Momente sind auch in den Biographien über Franz Joseph und Maria Theresia zu finden, nicht jedoch im selben Ausmaß wie in jener über Elisabeth. Hier lässt sich feststellen, dass Tschuppik schon sehr früh, nämlich im Jahr 1929, einen Beitrag zur Verklärung der Kaiserin und der Entstehung des „Mythos Sisi“ geleistet hat. Die Lektüre der Elisabeth-Biographie vermittelt den Eindruck einer gewissen Oberflächlichkeit, nicht nur bei der Recherche, sondern auch beim Verfassen des Textes. *Franz Joseph* und *Maria Theresia* stehen in einem starken Gegensatz zu dieser Beobachtung. Fasst sich Tschuppik bei Elisabeths Lebensgeschichte eher kurz, so geht er in den anderen beiden Biographien umso mehr auf Details ein, vor allem bei den bereits erwähnten Kriegsbeschreibungen. Dafür scheinen die Personen fast ein bisschen „zu kurz zu kommen“, da sich Tschuppik weder bei Maria Theresia noch bei Franz Joseph allzu sehr auf das Innenleben der Personen konzentriert, sondern vielmehr auf die äußeren Umstände. Seine Charakterisierung Elisabeths ergibt ein klischeehaftes, romantisch verklärtes Bild, während Franz Joseph und Maria Theresia – letztere insbesondere – als eigenständige, politisch agierende und historisch bedeutsame Charaktere gezeichnet werden.

Es wäre allerdings falsch, der von Tschuppik beschriebenen Elisabeth jede Eigenständigkeit als Persönlichkeit abzuspochen. So hebt der Autor in seinem Vorwort die Kaiserin als starken Charakter hervor: „Sie war eine originale Natur, geistig ihrer Umgebung überlegen, doch auch das Kind einer Zeit, die das Emanzipationsbedürfnis der Frau erst als literarisches Wetterleuchten vor sich sah“¹⁵⁹. Die einzige politische Bedeutsamkeit, die in vielen Elisabeth-Biographien Erwähnung findet und tatsächlich ihre einzige aktive „Einmischung“ darstellt,

158 Tschuppik (1929), S. 25.

159 Ebd., S. 7.

nämlich ihr Einfluss auf Franz Joseph, der zum „Ausgleich“ Österreichs mit Ungarn führte, wird auch von Tschuppik hervorgehoben. Dabei kritisiert er diese Einflussnahme nicht, im Gegenteil, wenn er schreibt: „Sie vollbrachte, was keinem seiner [Franz Josephs] Räte gelungen wäre“¹⁶⁰.

Tschuppiks Vorwort ist vielversprechend; er betont den einzigartigen Charakter Elisabeths, spricht von ihrer Rolle in „der schwersten politischen Krise Franz Josephs“¹⁶¹ und schreibt: „Dieses Buch versucht die äußere historische und die innere Wahrheit zu einem Bilde dieser Frau zu vereinen, deren Wesen so ungewöhnlich war wie ihr Schicksal“¹⁶². Was am Ende bleibt, ist das bereits erwähnte romantisierte Bild einer Frau, die schon zu ihren Lebzeiten durch ihre Rastlosigkeit und Unnahbarkeit mystifiziert wurde. Tschuppiks Biographie über sie wurde zwar vor über 80 Jahren geschrieben und stammt aus der Feder eines Zeitgenossen der Kaiserin; dennoch hebt sie sich nicht von vielen anderen Biographien ab, die es nur schaffen, an der Oberfläche der Persönlichkeit Elisabeths zu kratzen. Die Elisabeth-Biographie ist vor allem ein interessanter „Ausbruch“ aus den drei anderen biographischen Arbeiten Tschuppiks.

Dass sich die Biographie Franz Josephs eher mit den äußeren Umständen als mit der Person des Kaisers befasst, suggeriert schon der Untertitel: „Der Untergang eines Reiches“. Hier verfasst Tschuppik keine klassische Charakterisierung, zeichnet weniger ein Bild Franz Josephs, sondern vielmehr ein Zeitbild – was Amanns Theorie über Tschuppik als Biograph bestätigt. Franz Joseph, der knapp 68 Jahre lang regiert hatte und damit der Kaiser mehrerer Generationen war, gab mit seiner Unterschrift den Startschuss für den Ersten Weltkrieg, der den endgültigen Untergang der Donaumonarchie einläutete. Das Vorwort der Biographie über Franz Joseph lässt keinen Zweifel offen, dass es Tschuppik bei diesem Werk (auch) um ein höchst persönliches Anliegen, um eine Aufarbeitung, vielleicht auch um eine Abrechnung ging. Von sich selbst in der dritten Person, dem „Verfasser des Buches“, sprechend, nimmt er klar Stellung zu seinem privaten Bezug – nicht nur zur Person Franz Josephs, dessen Regierungszeit sich mit 40 Lebensjahren Tschuppiks deckte, sondern zur Monarchie, die ihm und vielen seiner Zeitgenossen nach dem Ersten Weltkrieg plötzlich in einem viel besseren, strahlenderen Licht erscheint:

160 Tschuppik (1929), S. 8.

161 Ebd.

162 Ebd., S. 9.

Seine [Tschuppiks] Generation unterschied sich von den Alvordern: sie liebte Österreich, aber sie stand ihm trotz aller traditionellen Verbundenheit nicht kritiklos gegenüber wie die Väter. [...] Wir liebten das alte habsburgische Reich, die ungeheure Fülle geschichtlicher Überlieferungen, die Vielgestaltigkeit seines Völkerlebens; wir waren aber zu sehr berührt von den Tatsachen der neuen Zeit, als daß wir nicht der Liebe Kritik und Opposition zugestellt hätten. Die Zweiheit aus Fühlen und Denken spricht aus diesem Buch. Es ist mit Liebe und Kritik geschrieben.¹⁶³

Gleich dreimal wendet Tschuppik in diesem Absatz das Wort „Kritik“ an. Von dieser macht er in dieser Biographie tatsächlich oft Gebrauch, wobei er in der zitierten Stelle des Vorworts diese Kritik verständlich und sehr persönlich erklärt. Er beschreibt Franz Joseph als „Geburtshelfer“ und zugleich „Totengräber“¹⁶⁴ des habsburgischen Vielvölkerreiches.

Klaus Prokopp bezeichnet die Franz-Joseph-Biographie als Tschuppiks bekannteste, jedoch nicht als immer noch gültiges Standardwerk; als solches nennt Prokopp das zeitgleich erschienene Buch Joseph Redlichs.¹⁶⁵ Letzteres galt, wie aus zwei von Prokopp zitierten Rezensionen hervorgeht, zweifellos als die seriösere und brauchbarere Biographie.

Im Gegensatz zu den beiden von Prokopp zitierten Rezensenten, Ritter von Srbik und Otto Brunner, übt Richard Charmatz, der eine Rezension über Tschuppiks *Franz Joseph* für die *Neue Freie Presse* verfasst hat, vor allem positive Kritik. So schreibt er, Tschuppik halte „sich von gedankenloser Liebedienerei ebenso fern, wie von jenem hochmütigen nachträglichen Besserwissen oder von jener pöbelhaften Begeisterung, die jetzt in gewissen Kreisen Mode ist“¹⁶⁶. Neben einer großteils objektiven Schreibweise betont Charmatz Tschuppiks politische Weitsichtigkeit, besonders in Zusammenhang mit dem vor allem im 20. Jahrhundert immer stärker aufkommenden Nationalismus: „Auch über das Erwachen und das Emporkommen der verschiedenen parteipolitischen Strömungen, über den Aufstieg der Nationen wird manch treffendes Urteil abgegeben“¹⁶⁷. Das Buch sei sehr spannend geschrieben und kaum aus der Hand zu legen; auf historische Ungereimtheiten, die von Srbik und Brunner nicht nur bemerkt, sondern auch scharf kritisiert werden, geht Charmatz allerdings nicht ein.

Die Frage, warum Tschuppik in den drei Habsburger-Biographien viele inhaltliche Fehler

163 Tschuppik (1928), S. 10f.

164 Ebd., S. 7.

165 Vgl. Prokopp (1994), S. 25.

166 Charmatz, Richard: Rezension über „Franz Josef I.“. In: *Neue Freie Presse* (Wien) vom 18.11.1928, S. 37.

Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19281118&seite=37&zoom=38>.

167 Ebd., S. 38.

unterlaufen sind, bleibt offen. Um beispielsweise die bereits genannten falschen Altersangaben zu vermeiden, hätte simples Nachrechnen gereicht. Tschuppik kann hier durchaus eine gewisse Schlampigkeit und vielleicht auch Gleichgültigkeit zugeschrieben werden; was vielleicht der Hauptgrund ist, weshalb diese über weite Strecken interessanten und gut lesbaren Biographien nie zu Standardwerken in der Habsburger-Forschung geworden sind.

Da sich diese Arbeit in Teil II mit einer ausführlichen Analyse der Biographie über Maria Theresia befasst, wird an dieser Stelle nicht näher auf dieselbe eingegangen. Es sei allerdings gesagt, dass es sich bei *Maria Theresia* beinahe um eine „Mischform“ der Franz-Joseph- und Elisabeth-Biographien handelt; Tschuppik geht auf den Menschen ein, in erster Linie geht es ihm aber, wie bei *Franz Joseph*, um eine möglichst detaillierte und verständnisvolle Darstellung der damaligen Zeit, insbesondere der politischen Entwicklungen, immer mit einem besonderen Augenmerk darauf, welche Entscheidungen Maria Theresias für das weitere Schicksal des Hauses Habsburg-Lothringen und damit für die Geschichte Österreichs besonders ausschlaggebend waren.

3.2.2 Habsburger-Bezug

Wie, unter anderem, aus Tschuppiks in Kapitel 1.1.1 zitierten Vorwort zur Franz-Joseph-Biographie hervorgeht, hatte der über Jahrzehnte sehr aktive Journalist vermutlich am ehesten persönliche Gründe, sich in seinem späteren beruflichen Wirken eingehend mit verschiedenen Habsburgern und damit zugleich mit der österreichischen Geschichte, hier wiederum mit speziellem Fokus auf den Untergang der Monarchie, zu befassen. Bei Ausklammerung der Ludendorff-Biographie wird die Konzentration auf das Haus Habsburg besonders deutlich; drei seiner insgesamt vier Biographien erzählen das Leben berühmter Habsburger (beziehungsweise mit Elisabeth das einer Wittelsbacherin, welche in die Familie der Habsburger eingeheiratet hat). Alle drei Personen stehen auch heute noch im Mittelpunkt diverser Forschungen über die Habsburger, sie können durchaus als repräsentativ und besonders relevant für die Geschichte des Hauses angesehen werden.

Sowohl Franz Joseph als auch Elisabeth lebten zur gleichen Zeit wie Tschuppik, der zum Zeitpunkt von Elisabeths Ermordung 22 Jahre alt war und Franz Joseph vierzig Jahre lang als Kaiser jene Habsburgermonarchie regieren sah, welcher er später in seinen Werken beinahe

nachtrauern sollte. Tschuppik war Teil einer Generation, die nur Franz Joseph als Kaiser kennenlernte (von den letzten beiden Jahren der Habsburgermonarchie abgesehen, in denen Franz Josephs Großneffe Karl I. auf dem Thron saß). Es ist daher nicht verwunderlich, dass Tschuppik gerade auf Franz Joseph ein sehr kritisches Auge wirft und die (unterlassenen) Handlungen des Kaisers, der zum Zeitpunkt der Geburt des Autors seit bereits knapp 28 Jahren im Amt war, streng beurteilt. Jedoch schiebt Tschuppik Franz Joseph nicht die Alleinschuld am Ende der Monarchie zu; vielmehr zeichnet er ein Gesellschaftsbild und begründet den Zerfall der Habsburgermonarchie mit mehreren Faktoren als lediglich der Person Franz Joseph:

Die Übertragung adelig-familiären Denkens auf den Bereich der Politik; Ehre und Ansehen des Hauses Habsburg als Maxime des politischen Handelns; die durch Prestigedenken diktierte Unfähigkeit zum Kompromiß mit den übrigen Nationen; das sind für Tschuppik die eigentlichen Gründe für den Untergang Habsburgs.¹⁶⁸

Mit Elisabeth geht er weniger hart ins Gericht und auch Maria Theresia wird von Tschuppik weniger kritisiert denn gelobt und stellenweise richtiggehend verehrt. Sie war für den Autor eine ebenso historische Persönlichkeit wie sie es im 21. Jahrhundert ist; natürlich war Maria Theresia vermutlich noch präsenter und die Auswirkungen ihrer Regierungszeit auf Tschuppiks Zeit weniger lang zurückliegend und folglich unmittelbarer zu spüren.

In jedem Fall waren die Habsburger nicht nur physisch präsent, sondern für Tschuppik, der in der Donaumonarchie aufwuchs, studierte und arbeitete, geradezu allgegenwärtig. Als er die erste Biographie (Franz Josephs) veröffentlichte, bestand die Erste Republik seit zehn Jahren. Diese zehn Jahre waren weniger glorreich und glanzvoll als viele Epochen in der Zeit der Habsburger, zumindest rückblickend betrachtet, erscheinen. Tschuppik hat in diesen Jahren nicht nur Abstand zur Monarchie gewonnen, sondern auch Zeit gehabt, diese reflektiert zu betrachten. Ohne jemals zuvor als Historiker tätig gewesen zu sein, hat er in seiner journalistischen Laufbahn doch eine genaue Beobachtungsgabe entwickelt, die in den Biographien deutlich zu Tage tritt. Dass dabei nicht immer auf historische Verlässlichkeit gebaut werden kann, ist ein anderer Punkt. Tschuppik kann gut und gern als „Hobby-Historiker“ mit einem Faible für das Haus Habsburg bezeichnet werden – und als jemand, der die Vergangenheit nützt, um die Gegenwart genauer zu beleuchten und fallweise heftig zu kritisieren.

168 Amann (1992), S. 39f.

3.2.3 Zeitbezug

3.2.3.1 Entstehungszeit von Tschuppiks Habsburger-Biographien

Nicht nur für Tschuppik selbst, sondern auch in der politischen Landschaft änderte sich viel, während die Habsburger-Biographien entstanden. Als *Franz Joseph* und *Elisabeth* erschienen – 1928 beziehungsweise 1929 – lebte Tschuppik noch in Berlin. Die Biographie über Maria Theresia erschien 1934 und in diesen wenigen Jahren hatte es in politischer Hinsicht viel Bewegung gegeben. Tschuppiks Name stand mittlerweile auf der „Schwarzen Liste“ der Nationalsozialisten und er befand sich in seiner alten Heimat Wien im Exil. Ein Jahr nach der Machtergreifung von Hitlers Partei sah die Welt in vielerlei Hinsicht anders aus und Tschuppik adaptierte seine politischen Ansichten. Während er in der Franz-Joseph-Biographie der Idee, Deutschland und Österreich „zusammenzuführen“, durchaus noch viel abgewinnen kann¹⁶⁹, lässt sich in den Zeilen über Maria Theresia genau das Gegenteil herauslesen. Vielleicht kann Tschuppik als Opportunist bezeichnet werden; wahrscheinlicher ist jedoch, dass er, wie viele seiner Zeitgenossen, dem Anschluss Österreichs zunächst nicht abgeneigt war, nach der Machtergreifung aber umso klarer pro-österreichische Stellung bezog.

3.2.3.2 Getarnte Kritik am nationalsozialistischen Regime

Für ihn [Tschuppik] stand die Lebensfähigkeit, ja Lebensnotwendigkeit Österreichs von Anfang an fest, und seine ausgedehnten geschichtlichen Studien über das Verhältnis von Preußen und Österreich lieferten ihm das historische und geistesgeschichtliche Fundament für seine Grundthese, daß der gewalttätige Aufstieg Preußens in den Rang einer europäischen Großmacht vor allem eine Gefährdung Österreichs, dann aber der gesamten abendländischen Zivilisation bedeutete. [...] In diesem Sinne war auch Tschuppiks *Maria Theresia* (1934) und ihr Konflikt mit Friedrich dem Großen als eine bewußte historische Parallele zur Gegenwart gemeint.¹⁷⁰

Seine offene Kritik am bestehenden Regime hatte Tschuppik bereits unmittelbar nach der Machtergreifung Probleme bereitet, die ihn ins Exil führten. Obwohl er sich zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Maria Theresia* in Wien noch in Sicherheit wiegen konnte, geht er wesentlich behutsamer vor – indem er seine Kritik am Nationalsozialismus in eine scheinbar harmlose Biographie über eine längst verstorbene Herrscherin verpackt. Allein die Tatsache, dass Tschuppik eine durchwegs positive Biographie über eine Habsburgerin verfasst, kann zum Zeitpunkt des Erscheinens als leise Provokation gegenüber Nationalsozialisten interpretiert werden, da Hitler die ehemalige Herrscherfamilie regelrecht hasste und für die

169 Vgl. Tschuppik (1928), S. 41.

170 Amann (1992), S. 43.

„Slawisierung Österreichs“¹⁷¹ verantwortlich machte.¹⁷²

Inhaltlich werden in einer Biographie, wie der über Maria Theresia, Vergleiche mit dem aktuellen politischen Geschehen vermutlich eher nicht oder nur rudimentär erwartet. Tschuppiks Behutsamkeit bezieht sich auf die Art der Veröffentlichung seiner Kritik, nicht aber auf die Kritik selbst. Beim Lesen des Buches, insbesondere des Kapitels *Preußen und Österreich*, kommt man nicht umhin, die analytische Betrachtungsweise des Autors auf die 1934 aktuelle politische Situation zu beziehen. Es ist dies freilich eine Frage der Auslegung und Interpretation; aber gewisse Formulierungen lassen kaum Raum für Missverständnisse. Auf diese Formulierungen wird in den Kapiteln 3 und 4 (Teil II) näher eingegangen.

Natürlich waren Angriffe in Leitartikeln offensiver und entsprechend gefährlicher, bald auch so gut wie unmöglich. Tschuppik fand mit *Maria Theresia* ein sehr individuelles Sprachrohr. Über weite Strecken entsteht während der Lektüre nicht der geringste Eindruck einer Bezugnahme, geschweige denn einer Kritik am politischen Geschehen in den 1930er-Jahren. Wenn aber phasenweise doch Parallelen gezogen werden können, dann umso deutlicher. Tschuppik begibt sich mit einer scheinbar harmlosen Biographie auf dünnes Eis, was ihm bewusst gewesen sein muss. Dass er sich durch *Maria Theresia* als österreichischer Patriot entpuppt, ist kein Zufall, wenn man die Bedeutung von Biographien für Nationalbewusstsein berücksichtigt. Hier ist nach Schweiger und Holmes die persönliche Position der Biographen essentiell, denn „[s]ie spielen eine doppelte Rolle, da sie einerseits durch ihre Vermittlungsaktivität nationale Grenzen überschreiten, andererseits diese Grenzen aber dadurch auch markieren und zu ihrer diskursiven Verfestigung beitragen“¹⁷³. Demnach hat Tschuppik als Biograph die Möglichkeit, nicht nur sein eigenes Nationalbewusstsein zu unterstreichen, sondern auch die von ihm erwünschten Grenzen Österreichs „abzustecken“ – was er zumindest indirekt wiederholt tut, wenn er die Unterschiede zwischen Österreich und Preußen beziehungsweise Deutschland herausarbeitet.

171 Aspetsberger, Friedbert (1980): Literarisches Leben im Austrofaschismus. Der Staatspreis. Königstein/Ts.: Hain. S. 76.

172 Vgl. ebd.

173 Schweiger, Hannes / Holmes, Deborah (2009): Nationale Grenzen und ihre biographischen Überschreitungen. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 396.

Teil II: Textanalyse

1 Aufbau der Biographie *Maria Theresia*

Tschuppiks *Maria Theresia* gliedert sich in 14 Kapitel und ist insgesamt 454 Seiten stark. Davon befassen sich über einhundert Seiten mit dem Siebenjährigen Krieg. Kriege, sowie die dazugehörigen Vorbereitungen, Schlachten und Konsequenzen, nehmen generell einen beträchtlichen Teil der Biographie in Anspruch. Dabei kann der Leser gelegentlich aus dem Blick verlieren, um wen es sich vorrangig handeln sollte.

Natürlich gibt der Autor der Protagonistin in ihrer Biographie eine angemessene Plattform; dennoch erscheint das Buch über weite Strecken mehr wie eine militärhistorische Analyse. Details über Maria Theresia in ihren verschiedenen Rollen und auch über ihre private Natur sind zweifellos vorhanden. Die Grundstruktur der Biographie orientiert sich am Verlauf des Herrscherdaseins der Protagonistin. Sie beginnt mit dem Tod Karls VI. und damit dem Erbantritt Maria Theresias, endet mit ihrem Tod und bleibt dazwischen durchgehend konsequent chronologisch.

Was die Erzählweise betrifft, vermeidet es Tschuppik über weite Strecken (im Gegensatz zu seiner Biographie über Kaiserin Elisabeth), in eine allzu romanhafte Schreibweise zu verfallen, sondern bleibt vorwiegend faktenorientiert. Dabei bedient er sich zahlreicher Zitate, nimmt aber von jeglicher Quellenangabe Abstand, was die Glaubwürdigkeit sämtlicher Zitate – die meisten stellen Briefe von Maria Theresia und Personen aus ihrer Umgebung dar – in Frage stellt. In manchen Fällen macht er gar von Sätzen Gebrauch, deren Urheber nicht einmal beim Namen genannt werden; Beispiel: „schreibt ein Berichterstatter“ oder „vermerkt ein wahrheitsgetreuer Historiker“ (MT¹⁷⁴ 63). Zitate in französischer Sprache werden von Tschuppik nicht übersetzt, da er bei der Leserschaft der 1930er-Jahre vermutlich entsprechende Sprachkenntnisse voraussetzen konnte. Generell kann gesagt werden, dass *Maria Theresia* sich zu einem beträchtlichen Teil aus Zitaten zusammensetzt, der Autor sich also, wie bei einer Biographie üblich, so vieler Originalquellen wie möglich bedient; aus den eben genannten Gründen fehlt den von Tschuppik verwendeten Quellen aber die

174 Auf diese Weise wird durchgehend das Hauptwerk für diese Arbeit zitiert: Tschuppik, Karl (1934): *Maria Theresia*. Amsterdam: Allert de Lange.

bedingungslose Glaubwürdigkeit.

Tschuppik schreibt auf den ersten Seiten über den verstorbenen Karl VI. im Präteritum und wechselt dann, sobald es um Maria Theresia geht, ins Präsens, das fast durchgehend beibehalten wird. Das verleiht dem Text einen unmittelbaren, aktuellen und dynamischen Charakter. Das Präsens wird nicht komplett ohne Unterbrechung angewendet, allerdings durchbricht Tschuppik die Zeitstruktur nur, wenn er innerhalb der Geschehnisse notwendigerweise „zurückgreift“.

Tschuppik nimmt, wie jeder Autor und Erzähler einer Biographie, eine heterodiegetische¹⁷⁵ Position ein. Dem Leser bleibt dabei nicht verborgen, was Tschuppiks persönliche Ansichten zu den von ihm beschriebenen Ereignissen sind. Das macht ihn allerdings nicht zwangsläufig zu einem „schlechten“ Biographen. Vielmehr geben Biographen auch heute selbst zu, dass es nicht immer leicht ist, bei einer Biographie Objektivität zu gewährleisten, denn der Autor „gibt sich ein Stück weit preis. Er beschreibt, was ihn bewegt hat“¹⁷⁶. Die Stilmittel, deren Tschuppik sich bedient, wenn er etwas von seiner eigenen Meinung preisgibt, erinnern gelegentlich an Ironie und gar Sarkasmus, auch rhetorische Fragen sind immer wieder zu finden. Beschreibungen nehmen in der Biographie ebenfalls einen hohen Stellenwert ein, wobei sich in diesem Fall die meisten, wie bereits erwähnt, auf Kriegsgeschehen konzentrieren. Dabei bekommen vor allem möglichst exakte Beschreibungen der Hergänge mehrerer Schlachten viel Raum. Auf das Äußere der Protagonistin geht Tschuppik wesentlich flüchtiger ein, dafür misst er der Beschreibung ihres Charakters umso mehr Bedeutung bei; es kommt diesbezüglich zu vielen Betonungen und auch Wiederholungen, die dem Geschriebenen wohl den notwendigen Nachdruck verleihen sollen.

Sprachlich sind keine besonderen Feinheiten erkennbar, was unter anderem mit dem stetigen Zurückgreifen auf Zitate begründbar ist. Das bewegte Leben der Protagonistin Maria Theresia wird auch als solches erzählt, wobei Tschuppik nicht müde wird, der Herrscherin im Verlauf der Biographie Sympathiebekundungen entgegenzubringen. Sein Text beschränkt sich nicht

175 Heterodiegetischer Erzähler = 3. Person, keine Figur der erzählten Welt. Zitiert nach: Martínez / Scheffel (1999), S. 85.

176 Kurzke, Hermann (2002): Zur Rolle des Biographen. Erfahrungen beim Schreiben einer Biographie. In: Christian Klein (Hrsg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler, S. 176.

auf die Zeit Maria Theresias; vor allem gegen Ende häufen sich Bezugnahmen zur Gegenwart von 1934, die Tschuppik zwar in die Erzählung einzubetten versucht, wobei er aber nicht verhindern kann beziehungsweise will, dass Parallelen zur Gegenwart sich dem Leser geradezu aufdrängen.

2 Tschuppiks Darstellung Maria Theresias

2.1 Die Frau

Tschuppik zeichnet ein überaus positives Bild der Frau Maria Theresia. Er ehrt sie mit Attributen, die sonst „großen Männern“ zugeschrieben werden, beispielsweise Standhaftigkeit (MT 53), zugleich wird er aber auch nicht müde, ihre „fraulichen“ Eigenschaften zu betonen, sowohl positive als auch negative. So genügt es Tschuppik nicht, Maria Theresia einfach als hellsichtig zu bezeichnen; er bevorzugt die Formulierung „frauenhaft-hellsichtiger Sinn“ (MT 354) und relativiert die Hellsichtigkeit, die er der Herrscherin zuspricht, somit im selben Moment des Lobs.

Tschuppik geht laufend auf die Fraulichkeit Maria Theresias ein, ohne diese in ihrer Bedeutung zu konkretisieren oder genauer zu definieren. Dem Leser bleibt aber nicht verborgen, dass der Autor dem traditionellen Frauenbild, wie es in den 1930er-Jahren noch schwer wegzudenken war, verhaftet ist. So schreibt er in Bezug auf Maria Theresias Ehe mit Franz Stephan von Lothringen: „Es ist die umgekehrte Ehe: der Mann lebt als ein Luxusgeschöpf neben der rastlos tätigen Frau“ (MT 211). Maria Theresia bricht demnach laut Tschuppik aus den jahrhundertealten Rollenbildern aus; dennoch bleibt sie ihnen, beinahe im selben Satz, treu: „Das Tagwerk der Kaiserin, wie bei einer ordentlichen Hausfrau planmäßig geordnet, läuft den gewohnten Weg“ (MT 211).

Bei der Lektüre entsteht zum einen der Eindruck, Tschuppik halte viel von Maria Theresia, von ihrer Stärke, Weitsicht, Klugheit, Konsequenz, Umsicht und Courage. Auf den Autor selbst scheinen all diese und viele weitere Eigenschaften Maria Theresias aber vor allem, wenn nicht ausschließlich, deshalb Eindruck zu machen, weil es sich um eine Frau handelt, die er beschreibt. Ihr Geschlecht hat in vielen Teilen des Buches mehr Gewicht als ihre tatsächlichen Handlungen. Liegt der Fokus doch mehr auf dem tatsächlichen Geschehen, wird das Frausein der Herrscherin trotzdem nie außer Acht gelassen. Als die junge Maria Theresia sich im Zuge des Österreichischen Erbfolgekriegs weigert, die von Friedrich II. angebotene Hilfe in Anspruch zu nehmen, konstatiert Tschuppik: „Nur eine Frau kann diesen heroischen Entschluß fassen“ (MT 53). Wieso das so ist, bleibt dem Leser verborgen. Tschuppik geht nicht näher auf seine Aussage ein und liefert kein Argument, das seine Behauptung

unterstützen oder erklären würde. Dennoch ist der Satz bemerkenswert: Tschuppik schreibt Maria Theresia und Frauen im Allgemeinen eine Entschlossenheit zu, die Männer nicht haben – und dies tut er in einem politischen Kontext. Offen bleibt allerdings, ob der „heroische Entschluß“ Maria Theresias in seinen Augen der historisch betrachtete richtige war. Das Wort „heroisch“ vermittelt aber an sich bereits eine positive Schlussfolgerung und einen mächtigen und großen Eindruck, den die junge Frau hinterlässt.

Die freundliche, offene und herzliche Art, die Maria Theresia laut Tschuppik während der Krönungsfeierlichkeiten Franz Stephans an den Tag legt, beschreibt er in den schönsten Farben und streut dem Menschen Maria Theresia damit Rosen:

So ist Maria Theresia: Sie trägt ihr Königtum mit einer selbstverständlichen Würde, aber sie unterbricht, unbekümmert um den starren Ernst der Zeremonie, das Pathos einer solchen Handlung durch die Natürlichkeit ihrer Person, durch eine sehr herzliche Geste, durch Lachen oder ein Wort im kräftigsten Wiener Dialekt. [...] Es ist wahr: Sie kann sehr stolz und abweisend sein, aber sie ist es nur dort, wo sie einem alten Feind begegnet. Überall sonst gewinnt sie durch ihre Liebenswürdigkeit die Sympathien aller.“ (MT 125)

So positiv Maria Theresia auch beschrieben wird, so schwierig ist es, die Tatsache, dass sie eine Frau ist, auszublenden. Es war natürlich mit Sicherheit nicht Tschuppiks Intention, 1934 ein feministisches Werk zu publizieren; nichtsdestotrotz bedient er sich typischer Vorurteile und des Wortes „fraulich“ in einem etwas überzogenen Ausmaß: „Maria Theresia begeht jetzt einen Fehler. Sie ist in den schwierigsten Situationen ein Mann, oft der einzige Mann Wiens; in der männlichsten Angelegenheit, der des Krieges, wird sie die kleine Frau“ (MT 71). Diese Zeilen schreibt Tschuppik in Bezug auf Maria Theresias Verhalten im Österreichischen Erbfolgekrieg, als sie ihrem Mann Franz Stephan, der keinerlei militärischen Erfolge oder Begabungen vorzuweisen hat, den Oberbefehl für die Verteidigung Prags gibt. Nach dessen Scheitern entbindet sie ihn zwar seiner Pflichten, setzt aber einen Mann an seine Stelle, der laut Tschuppik nicht fähiger ist: ihren Schwager, Franz Stephans Bruder, Karl von Lothringen. Tschuppik sieht darin einen „neuen Fehler fraulicher Art“ (MT 74).

Obwohl er Maria Theresia wiederholt Stärke und Durchsetzungskraft attestiert („[...] standhafter als ihre Feldherren“ (MT 91); „So muß eine siebenundzwanzigjährige Königin einem alten General Courage lernen“ (MT 105)), wird sie plötzlich schwach und weinerlich, wenn es um ihren geliebten Ehemann geht:

Es ist jedoch ihr Schmerz, daß sie bei dem Versuch, die Mitregentschaft ihres Gatten auch in Ungarn zu sichern, auf Widerstand stößt. Man sieht: es ist immer derselbe Quell, aus dem Maria Theresias Tränen fließen. In diesem Punkt bleibt sie, die sich zur großen Herrscherin entwickelt, die kleine Frau. [...] ihr Wunsch, den Gatten erhöht zu sehen, ihm die Mitregentschaft in den österreichischen Ländern zu geben, hat wesentlich dazu beigetragen, die äußern Konflikte zu vergrößern.“ (MT 59)

Nicht nur werden Maria Theresias Einsatz und die große Hingabe für Franz Stephan als Schwäche ausgelegt; im letzten Satz des oben angeführten Zitats geht Tschuppik gar so weit, seiner Protagonistin politische Fehler mit weitreichenden Konsequenzen aufgrund persönlicher Emotionen zu unterstellen. Es entsteht der Eindruck, Maria Theresias ganzes Tun und Sein sei auf diese einzige Ambition, Franz Stephan in einer würdigeren Position zu sehen, ausgerichtet.

Dennoch nimmt Maria Theresias Beziehung zu ihrem Mann keine längeren Passagen im Buch in Anspruch. Die Kaiserin steht zweifellos im Mittelpunkt, und Franz Stephan erlangt bei Tschuppik hauptsächlich als der Ehemann einer großen Herrscherin Bedeutung, der ihr eine wichtige Stütze war, ihre Regentschaft allerdings nicht wesentlich beeinflusst hat – von dem eben genannten Zitat abgesehen. Franz Stephan wird auch als Quelle für Maria Theresias Schwäche wichtig, womit ihrem Dasein als (Ehe-)Frau erneut ein erhöhter Status verliehen wird.

Biographen und Historiker sind sich einig, dass Maria Theresias Gefühle für ihren Mann von sehr starker Natur gewesen sein müssen. Die Ehe galt, insbesondere für eine kaiserliche, als überaus harmonisch und glücklich, trotz Franz Stephans zahlreicher Affären. Die Eifersucht, die Maria Theresia wegen dieser Affären, insbesondere bei der aufgrund ihrer Schönheit berühmten Fürstin Auersperg, an den Tag legte, bezeichnet Tschuppik ebenfalls als „echt fraulich“ (MT 335). Er übertreibt aber nicht, wenn er Maria Theresias bedingungslose Liebe zu Franz Stephan hervorhebt, ihr teilweise auch politische Bedeutung verleiht und ihr, vor allem zu bestimmten Zeitpunkten im Leben der Herrscherin, einen hohen Stellenwert zuschreibt. So geht er nicht nur flüchtig, sondern ziemlich detailliert, auf den Tod Franz Stephans und Maria Theresias Reaktion darauf ein:

Als man Maria Theresia holt und sie vor den Toten tritt, wird sie ganz starr. So steht sie, die Augen weit geöffnet, maskenhaft, ohnmächtig zu sprechen, minutenlang vor dem Bett. [...] Wie alles an

Maria Theresia einfach, klar, stark ist, so war auch die Liebe zu ihrem Mann einfach und stark. Sie hat während ihres ganzen Lebens nur diesen Mann geliebt, mit der ganzen Kraft und Hingebungsfähigkeit ihres Wesens. (MT 331)

Der Beschreibung von Maria Theresias scheinbar grenzenloser Trauer um ihren Mann folgt eine interessante Bemerkung Tschuppiks, die die Aufrichtigkeit der Herrscherin in Bezug auf ihre Ambitionen, den Mann zu fördern, in Frage stellt: „Sie selber ist eine zu starke, in sich vollendete Persönlichkeit, als daß sie eine ernstgemeinte Teilung der Gewalten, ein ernsthaftes Mitregieren vertragen hätte“ (MT 331). Tschuppik mag an dieser Stelle seinen eigenen Aussagen widersprechen, hebt aber vielleicht auch nur Maria Theresias eigene Widersprüchlichkeit hervor.

Er verwendet für die Biographie viele Briefe, gibt aber keine Originalquellen an, wodurch manche von ihm beschriebenen Szenen durchaus fragwürdig erscheinen. So vermittelt Tschuppik beispielsweise den Eindruck, er sei höchstpersönlich neben der trauernden Maria Theresia gestanden und sie habe ihm Einblicke in ihre Seele gewährt, wenn er noch detailreicher von eben dieser Trauer berichtet:

Sie hat in diesen Tagen eine Mitteilbarkeit, wie nie vorher; die Bilder der Erinnerung strömen ihr zu, die gemeinsamen Kindheitstage, die Brautzeit werden lebendig, sie weiß von jeder Einzelheit zu berichten, wobei sie in der Arbeit [an einem Leichentuch für ihren Mann, Anm.] plötzlich innehält, den Tränen freien Lauf lassend. (MT 335f.)

Es ist die gleiche Art von emotionalen Seeleneinblicken, die Tschuppik noch wesentlich exzessiver in seiner Elisabeth-Biographie anwendet. Maria Theresia wird in solchen Beschreibungen immer mehr zur Frau, nicht aber zur starken Herrscherin. Tschuppik vermittelt den Eindruck, Maria Theresia sei ohne ihren Mann kaum überlebensfähig, was er aber selbst mit den weiteren Ereignissen in der Biographie widerlegt. So wird Maria Theresia zwar als trauernde Witwe, die sie auch nach zahlreichen anderen Überlieferungen war, gezeichnet, aber auch als starker Charakter, der sich aus schmerzhaften und niederdrückenden Zuständen immer wieder aufrafft. Diese Kraft nimmt in der Biographie auch nach dem Tod ihres Mannes nicht ab. Die Situation ändert sich allerdings, als ein Schicksalsschlag auf den anderen folgt; als einen besonders schweren nennt Tschuppik den Tod von Maria Theresias Enkeltochter, des einzigen Kindes ihres ältesten Sohnes Joseph. Die kleine Maria Theresia, natürlich benannt nach ihrer Großmutter, stirbt im Jänner 1770 im Alter von knapp acht Jahren, worauf die Kaiserin von Tschuppik folgendermaßen zitiert wird: „Ich habe keine Kraft

mehr [...] solche Schläge zu ertragen. Ich bin der Welt überdrüssig“ (MT 360). Diese Äußerung bezeichnet Tschuppik als „das erste pessimistische Wort der großen Optimistin“ (MT 360).

Während Tschuppik Maria Theresia auf der einen Seite mehr Standhaftigkeit als ihren Feldherren und eine größere Weitsicht als ihren Beratern zuschreibt, wirft er ihr auf der anderen Seite vor, mit ihrer weiblichen Art der Politik und damit ihrem Reich zu schaden. Über weite Strecken lobt er sie in den höchsten Tönen, doch an manchen Stellen wird der Leser dazu angehalten, an der Urteilsfähigkeit der Frau Maria Theresia zu zweifeln. So schreibt er über Maria Theresias Weigerung, sich in den späten 1760er-Jahren auf eine Freundschaft mit Preußen einzulassen: „Die Kaiserin [...] werde für diese Überlegung schwerlich zu gewinnen sein; sie vermag Gedanken der politischen Raison vom Gefühlsleben nicht zu trennen“ (MT 388). So negativ diese Aussage klingt, so positiv kann sie in dem von Tschuppik bereiteten Kontext ausgelegt werden. Zwar hindere sie ihre frauliche Art an einer vernünftigen, objektiven Betrachtungsweise, allerdings betont Tschuppik im gleichen Atemzug einmal mehr die Standhaftigkeit Maria Theresias: „Eine Feindschaft vergessen zu können, ist eine Klugheit der Politik; einer Feindschaft treu bleiben, eine Tugend des Charakters. Maria Theresia ist ein Charakter“ (MT 385).

2.2 Die Herrscherin (Politikerin)

Das namenlose Land der Habsburger war kein geschlossenes Staatswesen, ruhend auf der Einheit einer werdenden Nation; es war eine Anhäufung von Ländern, die vom Willen und dem Herrschbewußtsein einer Familie zusammengehalten wurden. (MT 6)

Tschuppik erklärt gleich am Beginn des Buches, wie Maria Theresia zu ihrem Erbe kommt. Er geht auf die Bedingungen der weiblichen Nachfolge ein und erläutert die Durchsetzung der Pragmatischen Sanktion durch Karl VI. Im allerersten Satz des Buches stirbt Kaiser Karl und der Leser sieht sich unmittelbar mit Maria Theresias Ringen um ihre Erbschaft konfrontiert. Die Biographie der jungen Frau beginnt nicht mit ihrer Geburt, ihren Kindheits- und Jugendtagen; vielmehr tritt sie erst als bedeutsame Person in Erscheinung, als sie das politische Parkett betritt. Tschuppik bleibt damit einer bestimmten Linie treu, was ein Blick auf die anderen beiden Habsburger-Biographien offenbart: Franz Josefs „Leben“ beginnt ebenfalls erst bei seinem Regierungsantritt, Elisabeths zum Zeitpunkt ihrer Verlobung mit

Franz Joseph, also mit ihrem In-Erscheinung-Treten als zukünftige Kaiserin.

Karl hat seine älteste Tochter nicht ausreichend auf ihr Herrscheramt vorbereitet (vgl. MT 11) und ihr Beratungsstab lässt zu wünschen übrig. So besteht ihr Geheimer Rat aus Männern im, besonders für damalige Zeiten, sehr fortgeschrittenen Alter, nämlich aus „[s]echs Herren, die zusammen vierhundertundzehn Jahre alt sind“ (MT 12). Tschuppik betont die alles andere als aussichtsreiche Lage der dreiundzwanzigjährigen Maria Theresia:

Der Tod des Kaisers hat sie [die Mitglieder des Geheimen Rats, Anm.] aus der gewohnten Bahn geschleudert. Und sie haben mehr als einen Grund, der Zukunft sorgenvoll entgegen zu sehen. Die junge Königin übernimmt das Erbe nicht als gesicherten Besitz in ruhigen Tagen. Ganz Europa ist aufgescheucht, alle Mächte blicken, da der letzte Habsburger gestorben, auf sein Reich wie auf ein Beutefeld, neugierig und gierig, den Augenblick der Aufteilung nicht zu versäumen.
(MT 17)

Maria Theresia sieht sich also in höchster Bedrängnis. Zusätzlich beschreibt Tschuppik ihre Armee als „verwahrloste[n] Trümmerhaufen“ (MT 19).

Tschuppik beginnt in seiner Biographie über die Herrscherin mit einem Krieg und lässt viele weitere Kriegsbeschreibungen ausführlich folgen. Wie sich Maria Theresia, von Schlachten abgesehen, als Herrscherin schlägt, offenbart er nur an wenigen Stellen. Es scheint, als würde ihr berufliches Leben auf Kriegsschauplätze, die sie persönlich nie aufgesucht hat, und die Entscheidungen bezüglich der dort stattfindenden Schlachten beschränkt werden. Diese Prioritätensetzung ist zweifelsohne Tschuppiks offensichtlichem Interesse für Militärgeschichte zuzuschreiben; auch in der Franz-Joseph-Biographie stehen Kriege und Kämpfe im Vordergrund, es fallen unzählige Namen von Generälen, denen moderne Habsburger-Biographen keine Nennung oder Bedeutung zukommen lassen. Allerdings macht auch Tschuppik selbst deutlich, dass Krieg in Maria Theresias Leben eine ungewollte, aber sehr große Bedeutung hatte, was auch seine detaillierte Auseinandersetzung damit erklärt. Er schreibt: „Die Frau, dazu geschaffen mit ihrem praktischen Verstande Ordnung zu stiften und Wohlfahrt zu verbreiten, ist seit ihrer Thronbesteigung gezwungen, Krieg zu führen“ (MT 147).

Aber gelegentlich lässt Tschuppik Maria Theresia noch in anderen politischen Kontexten auftreten, die nicht unmittelbar – aber meistens in weiterer Folge – mit Krieg zu tun haben. So

gibt es eine „Atempause“ von diversen Schlachten, als er ihre Krönung zur Königin von Ungarn am 25. Juni 1741 in Preßburg beschreibt. Unmittelbar nach dieser Krönung geht es wieder um Kriegsgeschäfte, im Zuge derer Maria Theresia die Ungarn dazu bewegen will, so viele Soldaten wie möglich für den Österreichischen Erbfolgekrieg zur Verfügung zu stellen. Dies gelingt ihr laut Tschuppik durch „ein Kunststück der Rede“ (MT 62) und er nennt sie obendrein eine „Meisterin der Regie“ (MT 62).

Am 12. Mai 1743 folgt die Krönung zur Königin von Böhmen in Prag (vgl. MT 96). Tschuppik geht außerdem auf eine weitere Krönung ein, die über zwei Jahre später, im September 1745, erfolgt: Nach dem Tod des römisch-deutschen Kaisers Karl VII. aus dem Stamm der Wittelsbacher wird Franz Stephan zum Kaiser gekrönt. Bei dieser Krönung sieht Maria Theresia zwar zu, sie lässt sich aber nicht selbst zur Kaiserin krönen (vgl. MT 120f.). Tschuppik argumentiert diese Entscheidung der Herrscherin mit einer persönlichen und einer rationalen Sichtweise:

Es sind nicht die Geldsorgen, auch nicht die Bedenken fraulicher Art, was Maria Theresia bestimmt, die eigene Krönung abzulehnen; sie mag die deutsche Kaiserkrone nicht. [...] Aus diesem Verhalten aber spricht die richtige Erkenntnis, daß ihre zwei Kronen, die böhmische und die ungarische Königskrone, wirkliche Macht darstellen, während die römische Krone deutscher Nation ein schönes Scheinobjekt ist. (MT 122)

Es ist dies die gleiche Krönung, bei der Maria Theresia, die sich vornehm im Hintergrund hält, die Menge durch ihre frische und natürliche Art begeistert (s. Kapitel 2.1, Teil II). Ihre Freude über den Triumph ihres Mannes scheint alles andere als gespielt; sie gönnt ihm von ganzem Herzen, vielleicht aber auch nur, weil seine Krone, wie Tschuppik betont, keine tatsächliche Macht darstellt.

Trotz militärischer Fehlentscheidungen, die Tschuppik Maria Theresia anlastet, zollt er ihr als Herrscherin großen Respekt, vor allem angesichts der oben erwähnten beinahe aussichtslosen Lage, in der sich Maria Theresia nach dem Tod ihres Vaters befand. Sie habe „als ganz junge Frau, unerfahren, unvorbereitet, ohne Beistand, in einer schweren Krise den Thron bestiegen“ (MT 142) und trotz der widrigen Umstände – „mit einem vernachlässigten Heere, vor leeren Staatskassen, ohne den Rückhalt einer gefestigten Staatsgesinnung der obern Stände“ (MT 142) – es geschafft, ihr Erbe nicht nur zu verteidigen, sondern, so Tschuppik, eine Neugründung des Reiches vorzunehmen (vgl. MT 142). Wie genau diese Neugründung

aussieht, erklärt Tschuppik (an diesem Punkt) nicht, aber er hebt einmal mehr die Einmaligkeit der Herrscherin hervor, ihren starken Willen und ihre Durchsetzungsfähigkeit:

Es ist das Besondere, das Ungewöhnliche an Maria Theresia, daß sie sich von allem Anfang an, sozusagen mit Verzicht auf jede Erfahrung, dem ungeheuren Auftrag, den ihr die Geschichte gegeben, gewachsen zeigte. (MT 143)

Tatkraft gehört zu den vielen positiven Eigenschaften, die Tschuppik Maria Theresia zuschreibt. Er zieht einen eindeutigen Vergleich zu ihrem Ur-Urenkel Franz Joseph, dem wesentlich weniger Tatendrang und Charakterstärke zugestanden werden: „Maria Theresia begnügt sich nicht mit der Erledigung der Akten in der Art der Monarchen, die der erste Beamte des Staates sein wollen“ (MT 145f.). Dieser auf Franz Joseph bezogen weniger glorreiche Satz sagt diesbezüglich sehr viel aus. Es wird auch impliziert, dass der gute Wille und die berühmte „Beamtenseele“ Franz Josephs nicht ausreichen, um eine so positive Nachbetrachtung des Lebens und Wirkens zu erhalten, wie sie von Tschuppik über Maria Theresia geschrieben wurde.

Zu der Entschlossenheit Maria Theresias mischt sich aber auch viel Temperament, das ihr nicht immer zugute kommt. So zitiert Tschuppik einen hochemotionalen Brief der Herrscherin an einen Gesandten, in dem sie sich heftig darüber beschwert, bei Friedensverhandlungen im Kongress von Aachen übergangen worden zu sein. Tschuppik kommentiert:

In diesem leidenschaftlichen Ausbruch ist die ganze Maria Theresia enthalten; ihr Temperament und ihre frauliche Art, auch die großen Fragen der Politik vom Gemüte her zu erfassen und wie persönliches Leid zu erleben. Die Heftigkeit, mit welcher die Kaiserin ihr Denken und Fühlen dem englischen Gesandten preisgibt, zeigt aber auch die Schwächen Maria Theresias: sie ist kein Diplomat. Sie vermag noch nicht die Dinge der Politik kühl und leidenschaftslos zu behandeln. (MT 170)

Ob diese Emotionalität und die Unfähigkeit zur Elimination von Leidenschaft in politischen Dingen erneut Maria Theresias Fraulichkeit unterstreichen, sei an dieser Stelle dahingestellt. Deutlich wird in jedem Fall, dass Tschuppik gewisse Charaktereigenschaften der Herrscherin nicht unbedingt als für politische Entscheidungen förderliche Stärken postuliert. Im Gegenteil, er zeichnet in diesem Zusammenhang eher das Bild einer höchst naiven Maria Theresia, die kaum zur Selbstbeherrschung fähig ist, wenn sie sich persönlich gekränkt fühlt.

Tschuppik geht im siebten Kapitel, unmittelbar nach dem Frieden von Aachen, erstmals auf

Maria Theresias Reformbereitschaft ein. Die abgedeckten Bereiche umfassen Verwaltung, Justiz, Steuerwesen, das Heer und die „auswärtige Politik“ (MT 174). Dabei steht ihre Natur, die eine „aktive, willensgeübte und herrschgewohnte“ (MT 175) ist, im Vordergrund. Tschuppik lässt die Leserin wissen, dass die Durchführung der angestrebten Reformen Jahre benötigt, und schwenkt dann sogleich wieder auf die Persönlichkeit Maria Theresias. Die Beschreibung derselben ist besonders in diesem Teil des Buches interessant, wenn Tschuppik betont, dass die nachgewiesenermaßen strenggläubige und tief religiöse Herrscherin sich keiner „passiven Philosophie hingäbe“ (MT 175). Sie ist für den Autor diesbezüglich eine Ausnahme, denn Tschuppik beurteilt religiöse Menschen an folgender Stelle etwas pauschal: „Es liegt im Wesen religiöser Naturen, Mißerfolge und Niederlagen ins Schicksalhafte, Metaphysische umzudeuten. Von diesem Hang ist Maria Theresia frei“ (MT 174f.).

Ein gutes Augenmerk sowie eine gute Menschenkenntnis wird der Herrscherin bei der Wahl eines bestimmten Beraters zugeschrieben; laut Tschuppik ist diese Wahl sogar ihre „beste Tat“ (MT 178): Sie wählt, „aus dem Dickicht schlimmer Erfahrungen den richtigen Weg [...] und einen Mann, der ihr gefehlt hat. Es ist Graf Wenzel Kaunitz“ (MT 178). Kaunitz steht über dreißig Jahre lang im Dienst Maria Theresias und hat in vielen Belangen maßgeblichen Einfluss auf sie. So forciert er beispielsweise ein Bündnis mit Frankreich, dessen Feindschaft mit dem Hause Habsburg fast schon traditionellen Charakter hatte. Mit diesem Bündnis soll Frankreich zugleich von Preußen losgelöst werden (vgl. MT 182). Die Wichtigkeit und Bedeutung von Kaunitz fasst Tschuppik unmissverständlich zusammen: „Über den Wert eines Regenten gibt am besten Auskunft, wen er zu seinem Ratgeber wählt“ (MT 178). Damit zeigt er auf, wie essentiell diese Entscheidung Maria Theresias für ihr gesamtes Reich war; und streut ihr mit so einem Satz natürlich Rosen, da er unmittelbar nach dem Loblied für Kaunitz angeführt wird.

Kaunitz' Rat an Maria Theresia wird als stets sehr präzise und auch gewagt dargestellt. Er nimmt unter anderem deshalb eine Sonderstellung bei ihr ein und genießt ihr vollstes Vertrauen. Die Herrscherin ist ihrem Ratgeber nicht hörig, genauso wenig wie sonst irgendjemandem; aber sie nimmt seine Vorschläge ernst und überlässt ihm auch die Verantwortung in der Umsetzung derselben. Tschuppik beschreibt eine harmonische Zusammenarbeit, ohne Maria Theresia als schwach und hilflos hinzustellen – ganz im Gegenteil:

Maria Theresia ist sehr selbstständig, und wo sie mit sich selber ins Reine gekommen, ist ihre Festigkeit unerschütterlich. Im Fall Kaunitz jedoch ist es das erste und das einzige Mal, daß sie einen außerordentlichen Mann gefunden hat; an ihrem Verhalten zu ihm sieht man, daß sie, wo sie bewundert, sich auch fügen kann. Und in diesen Tagen zeigt sich eine ihrer höchsten Herrschertugenden: sie hat Geduld. Ihre Geduld wird gelohnt. (MT 186f.)

Der Lohn besteht in einem Bündnis mit Frankreich, das die politische Landschaft im Europa des 18. Jahrhunderts verändert. Es ist ein Bündnis, das für Maria Theresias jüngste Tochter, die in dieser Zeit gerade erst zur Welt kommt, entscheidende Folgen haben wird (vgl. MT 197). Geschlossen wird es zu Ostern 1756, nachdem Kaunitz das richtige Gespür hatte und sich an Madame Pompadour gehalten hat, die als Mätresse Ludwig XV. großen Einfluss auf den König von Frankreich ausübte (vgl. MT 204). Das Zustandekommen dieser Allianz war Kaunitz' erste nachhaltige und bedeutsame Handlung als Ratgeber, bleibt aber nicht seine letzte. Bis zu Maria Theresias Tod sinkt er nie in ihrer Gunst. Seine unangefochtene Stellung gerät allerdings ab 1765, als Franz Stephan stirbt, ins Wanken – Joseph wird der Mitregent seiner Mutter und denkt nicht daran, sich in dieser Funktion im Hintergrund zu halten. Die Beziehung zwischen Maria Theresia und Joseph ist stets eine angespannte, was unter anderem den Grund hat, dass es „Joseph [...] nicht verborgen geblieben ist [...], daß Maria Theresia bei allem Bestreben, ihren Ländern eine bessere, einheitliche und einfachere Verwaltung zu geben, auf halbem Wege stehen geblieben ist“ (MT 318). Nicht umsonst geht Joseph, der erst nach dem Tod seiner Mutter in den verbleibenden zehn Jahren seiner Regentschaft uneingeschränkt nach seinen Vorstellungen walten kann, als „Reformkaiser“¹⁷⁷ in die Geschichte ein. Seine Handlungen sind zwar immer von einem guten Willen und einer positiven Absicht geprägt, erfolgen aber für gewöhnlich zu schnell, während Maria Theresia bei Reformen mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung an den Tag legt.

Maria Theresia gesteht ihrem zum Kaiser gekrönten Sohn als Mitregent nur wenig Entscheidungsfreiheit und Autonomie zu. Tschuppik geht ausführlich auf die – politische – Beziehung der beiden Herrscher ein, wobei seine Sympathien zwar Maria Theresia treu bleiben, aber auch Joseph zuteil werden. Für ihn hat Joseph die noch schärfere Beobachtungsgabe und einen sehr starken Tatendrang:

Er hätte am liebsten die ganze Welt neu geschaffen, alle Einrichtungen des Staates sogleich nach den Geboten der Vernunft und Menschlichkeit umgebaut. Denn darüber gibt es bei Josephs

177 Beutler, Gigi (2001): Die Kaisergruft bei den PP Kapuzinern zu Wien. Wien: Beutler-Heldenstern, S. 44.

kritischer Betrachtung keinen Zweifel: das Reich seiner Mutter weist viele Mängel auf, fast nur Mängel. (MT 338)

Diese Zeilen müssen wohl nicht als allzu große Kritik gegenüber Maria Theresia aufgefasst werden. Sie wird durch die „Vernunft und Menschlichkeit“ ihres Sohnes weder unvernünftig noch unmenschlich und ihre Regierungsweise hat ihr Reich nicht in den Abgrund getrieben. Nichtsdestotrotz betont Tschuppik den scharfen Blick Josephs auf viele Mängel, die in einer Denkschrift von ihm an seine Mutter zitiert werden (vgl. MT 338f.).

Tschuppik sieht Maria Theresias Stärke vor allem in ihrer Entschlusskraft, wenn es um wichtige politische Handlungen geht, und auch in ihrer Konsequenz. Er hebt hervor, dass Maria Theresia das Regieren zwar zeitlebens mit Leib und Seele ausführt, spricht ihr aber auch nur den kleinsten Funken von Machthunger ab, wenn er, in Bezug auf ihre Ablehnung einer Koalition mit Preußen gegen Russland, schreibt:

Maria Theresia enthüllt hier ihr innerstes Wesen: sie war stark, unbeugsam, wo sie ihr Recht gefährdet sah; ihr Glaube an Gott und ihr Recht verlieh ihr übermenschliche Kraft. Der Gedanke, das Schwert zu ziehen, um weitreichende Pläne zu verwirklichen, ist ihr fremd. (MT 397)

An anderer Stelle sagt er, Maria Theresia wäre es am liebsten gewesen, „als Regent einem Gärtner zu gleichen, der sich damit begnügt, der Natur bescheiden beizustehen, ihre Geschöpfe zu behüten, ohne sie ändern oder malträtiert zu wollen“ (MT 419). Diese Formulierung ist eine von mehreren Anspielungen Tschuppiks auf einen Vergleich zwischen Österreich und Preußen. Auf Maria Theresias und Friedrichs Darstellung in diesem Kontext wird in Kapitel 4 eingegangen.

Tschuppik hebt im Verlauf des Buches mehrere Herrschertugenden Maria Theresias hervor, wobei er mit dem folgenden Satz einmal mehr ihre scheinbar unvergleichliche Stärke als Herrscherin und ihre Geradlinigkeit unterstreicht: „Ihre Größe und Kraft bestanden in der Einheitlichkeit ihres Denkens und ihres Tuns“ (MT 431).

2.3 Die Mutter

Bei der Beschäftigung mit der Herrscherin und ihren Kindern geht Tschuppik vor allem auf den Konflikt zwischen Maria Theresia und ihrem Sohn Joseph ein. Dieser Konflikt ist in erster Linie politischer Natur, er spitzt sich erst zu, als Joseph der Mitregent Maria Theresias

wird. Das Verhältnis mit den anderen Kindern spielt in ihrer Biographie von Tschuppik keine große Rolle. Ihre Mutterschaft an sich wird zwar laufend erwähnt, jedoch nimmt sie keinen größeren Raum ein, während der Beziehung mit Joseph ein ganzes Kapitel gewidmet wird.

Während Maria Theresia heute oft auf ihre Mütterlichkeit reduziert wird, beschreibt sie Tschuppik in erster Linie als starke Frau und Herrscherin. Was die Kinder anbelangt, kann geschlussfolgert werden, dass sie in Tschuppiks Buch vermutlich wahrheitsgemäß genauso wenig Platz haben, wie es im Leben der realen Person Maria Theresia der Fall war. Diesen Umstand erwähnt Tschuppik in einer Nebenbemerkung während detaillierter Schilderungen des Siebenjährigen Krieges: „Maria Theresia wäre es lieber, nur Mutter zu sein, als ihr ganzes Sinnen den Vorbereitungen des neuen Feldzugs zu widmen“ (MT 275). Der Wille, eine gute und fürsorgliche Mutter zu sein, wäre also da, wird aber von dringlicheren Angelegenheiten, die meist politischer Natur sind, in den Hintergrund gedrängt. Es entsteht ein nüchternes Bild der Mutter Maria Theresia, das von Tschuppik selbst auch nicht in Frage gestellt wird. Er betont, die Herrscherin könne „nur im Nebenamt Mutter sein“ (MT 276). Obwohl die Zeit für ihre Kinder so knapp bemessen ist, sei sie jeden Tag darum bemüht, „sich um ihren Kinderstaat zu sorgen, und wie es ihre Art ist, geht sie dabei auf jedes Detail ein“ (MT 276).

An dieser Stelle ist klarzustellen, dass die wenige Zeit Maria Theresias für ihre Kinder sich nur auf den persönlichen Kontakt bezieht. Tschuppik unterstreicht, wie im zuletzt zitierten Satz, den Zeitaufwand, den Maria Theresia für die Erziehung ihrer Kinder aufbringt. Dass dieser enorm gewesen sein muss, lässt sich aus den vielen Briefen der Herrscherin an die Erzieher ihrer Kinder beziehungsweise an die Kinder direkt schließen. Dabei kommt womöglich nicht jedem Kind die gleiche Aufmerksamkeit zu, besonders der Thronfolger hat eine Sonderstellung. Seine Erziehung nimmt laut Tschuppik „ebenso viel Zeit in Anspruch, wie eine der Affären des Staates“ (MT 276). Dabei beschreibt er Maria Theresias Vorgehensweise nicht als zimperlich, wie aus der ersten kurzen Charakterisierung, die Joseph in der Biographie zukommt, hervorgeht:

Er ist überhaupt ein wenig aus der Art geschlagen, der hübsche, schlanke Erstlingssohn Maria Theresias. Die Mutter erzog ihn in ihrer Art, mit Güte und mit großer Strenge. Es war ein ungeheurer Apparat aufgeboden, den künftigen Kaiser mit allen Tugenden des Leibes und des Geistes auszustatten; ein Riese hätte nicht bewältigt, womit der zarte Knabe in den frühesten Jahren traktiert worden. (MT 291)

Hinzu kamen körperliche Erziehungsmaßnahmen, die Maria Theresia zwar nicht häufig, aber entschieden anwendet:

Obwohl es am Wiener Kaiserhof unstatthaft war, einen Prinzen zu schlagen, befahl sie dennoch einmal, dem kleinen Joseph die „Rute zu geben“. Als man der Kaiserin vorhielt, daß eine solche Behandlung einem habsburgischen Prinzen noch niemals widerfahren sei, erwiderte sie gar nicht spaßhaft: „das mag sein, aber sie sind auch danach ausgefallen!“ (MT 292)

Über Maria Theresias Strenge als Mutter sind sich ihre Biographen einig. Tschuppik beschert dem Leser somit diesbezüglich keine großen Überraschungen. Was allerdings hervorsteicht, ist nicht nur Maria Theresias bereits beschriebene Fraulichkeit, sondern auch die – damit einhergehende – stellenweise plötzlich beinahe rührselige Mütterlichkeit. Als Joseph bereits ihr Mitregent ist, wird ein langer Brief Maria Theresias an ihn zitiert, den Tschuppik als „einen Brief, der zu den rührendsten Mutterbriefen gehört, die die Geschichte kennt“ (MT 343) bezeichnet. In diesem Brief kritisiert sie die Ironie und Bösartigkeit Josephs gegenüber Kaunitz und äußert die Befürchtung, dass er niemals Freunde haben wird. Gleichzeitig versichert sie ihn ihrer innigen Liebe. Die Worte, die Maria Theresia in diesem Brief verwendet, bezeichnet Tschuppik als „Worte, die in ihrer naiven Großartigkeit erschüttern“ (MT 346). Dass sie eine „liebende Mutter“ ist, wiederholt Tschuppik mehrmals (MT 347); und doch ist es nicht das Bild einer im heutigen Sinn als fürsorglich zu bezeichnenden Mutter als vielmehr das einer Politikerin, die nebenbei auch Mutter ist und stets darauf achtet, ihre Kinder im Sinne der Politik zu erziehen und auch zu „verwenden“. So tritt Maria Theresia vor allem als Heiratsvermittlerin ihrer Söhne und Töchter in Erscheinung. Dass sie ihre Kinder liebt, betont nicht nur Tschuppik, sondern auch Maria Theresia selbst in ihren Briefen – um ihre Kinder (und sich selbst?) an diese Liebe zu erinnern.

In Bezug auf die Heiratspläne Maria Theresias, insbesondere für ihre Töchter, spricht Tschuppik von „einer Angelegenheit, die ihrem Herzen am nächsten liegt: die Zukunft ihrer Töchter“ (MT 361). Somit schließt er ein persönliches Wohlwollen der Mutter gegenüber ihren Kindern nicht aus, seine Schilderungen machen aber auch deutlich, dass politische Raison gegenüber Herzensangelegenheiten Vorrang hat. So handelt Maria Theresia pragmatisch, als sie nach dem Tod ihrer Tochter Josepha deren um ein Jahr jüngere Schwester Caroline (wie sie bei Tschuppik genannt wird; ansonsten gängige Schreibweisen sind Maria Karolina oder Marie Karoline) nach Neapel schickt, um König Ferdinand zu heiraten, dem ursprünglich Josepha versprochen gewesen war (vgl. MT 361f.).

Das deutlichste Bild Maria Theresias als Mutter zeichnet Tschuppik in Hinblick auf ihren Umgang mit den Töchtern. Er schreibt:

Maria Theresia hat die Gewohnheit, den heranwachsenden Töchtern Lob und Tadel schriftlich zu sagen. In diesen sehr ausführlichen Ratschlägen und Ermahnungen der zärtlichsten der Mütter ist alle Erfahrung und Klugheit der Kaiserin enthalten. Stundenlang, oft nachts, sitzt sie über dem Schreibtisch, ganz den Gedanken an die Kinder hingegeben. Sie vergißt kein Detail, sie ist streng, wo sie von den Fehlern spricht, und wenn es möglich wäre, Kinder durch Ratschläge zu erziehen, dann gäbs keinen größern Pädagogen als Maria Theresia. Kurz vor der Vermählung Carolines schreibt sie der Fünfzehnjährigen: „Ich denke nicht daran, Dich noch als Kind zu behandeln ... zu meinem großen Erstaunen habe ich vernehmen müssen, daß Du Deine Gebete sehr ungezwungen, ohne Ehrfurcht verrichtest. [...] Deine Stimme, Deine Aussprache sind schon an und für sich sehr unangenehm; Du mußt Dich also eifriger als Andre bemühen, Deine Stimme nicht allzu sehr zu erheben [...] Wenn Du Dich bemühst, meine Ratschläge zu befolgen, welche von meinem Herzen kommen, das alle meine Kinder mit Liebe umfaßt, und nur damit beschäftigt ist, ihr Glück zu gründen, [...] dann wirst Du Dich überzeugen, daß der einzige Pfad, um es zu erreichen, derjenige der Tugend ist ...“ (MT 362ff.)

Caroline bekommt eine Denkschrift nach Neapel mit; für Tschuppik ist das Verhalten der Mutter „begreiflich“, denn sie „bangt um ihr Kind, das nun auf einem ganz fremden Boden, unter fremden Menschen und Verhältnissen Königin sein soll“ (MT 364). Er scheint fast bemüht, die liebende Mutter im Gegensatz zur kühlen Politikerin hervortreten zu lassen, geht aber vor allem bei der nächsten Tochter etwas näher auf die Strenge Maria Theresias, um nicht zu sagen auf die Gleichgültigkeit gegenüber den Wünschen ihrer Töchter, ein.

Amalie (Maria Amalia) wird mit einem fünf Jahre jüngeren „Teenager“, Ferdinand von Parma, verheiratet – „Wo die Raison des Hauses das erste Wort spricht, spielt der Altersunterschied der Gatten eine nebensächliche Rolle“ (MT 362). Die junge Erzherzogin ist Anfang 20 und hat ihre Mutter darum gebeten, den gleichaltrigen Prinz Karl von Zweibrücken heiraten zu dürfen – aber „auch diesmal mußte sich das Herz der Politik unterordnen“ (MT 367). Abgesehen von dieser Bemerkung erhält der Leser nicht zwangsläufig den Eindruck, Maria Theresia würde ihrer Tochter das Glück einer Liebesheirat verwehren und sie emotionslos in eine andere, bereits im Voraus zum Scheitern verurteilte Ehe schicken. Tschuppik dreht den Spieß vielmehr um: Amalie, die wie all ihre Schwestern nur gut gemeinte Ratschläge von der Mutter mit auf den Weg bekommt, denkt in ihrer Sturheit nicht daran, sich diese zu Herzen zu nehmen, worunter Maria Theresia (nicht die unglücklich verheiratete Tochter) leidet: „Es ist eine der größten und schmerzlichsten Überraschungen Maria Theresias, sehr bald erfahren zu müssen, daß ihre Tochter Amalie keine der mütterlichen

Weisungen beachtet“ (MT 369). Die darauf folgende Auseinandersetzung mit der widerspenstigen Tochter führt schließlich zum völligen Kontaktabbruch seitens Maria Theresias; die Briefe Amalies lässt sie ungeöffnet zurückschicken (vgl. MT 372). Aber auch hier lässt Tschuppik Maria Theresia eine liebende Mutter sein, die sich unter den gegebenen Umständen zu solchen Handlungen gezwungen sieht. So falle es ihr „schwer, auf jede Nachricht von der Tochter zu verzichten. Sie zwingt sich aber zur Härte“ (MT 372). Noch einmal schickt Maria Theresia ein Geschenk nach Parma und läßt sich von Graf Colloredo von der dortigen Situation Amalies berichten: „Maria Theresia schluchzt, als Colloredo von der Herzogin erzählt, sie lebe zurückgezogen mit den Kindern und sei mit ihrem Los zufrieden. Nach der Mutter, nach den Geschwistern habe sie nicht gefragt“ (MT 373). Tschuppik zeigt eine leidtragende Mutter auf, die mit einer rebellischen, uneinsichtigen Tochter gestraft ist – die Perspektive Amalies spielt offenbar keine Rolle. Wichtig scheint, dass Maria Theresia nur das Beste für ihre Töchter im Sinn hat, dass sie für ihre Handlungen den Kindern gegenüber zwar meistens politische Beweggründe hat, es aber im Grunde nur gut mit ihnen meint und sich für alle eine schöne Zukunft wünscht. Dieses Bild vermittelt Tschuppik durchaus überzeugend.

Antonie (wie Marie Antoinette als Erzherzogin in der Biographie genannt wird), die in der Geschichtsschreibung ohnehin einen wesentlich schlechteren Ruf als ihre Mutter bekommen hat, wird auch bei Tschuppik als weiteres Sorgenkind beschrieben. Hier wird besonders deutlich, wie intensiv Maria Theresia am Schicksal ihrer Tochter Anteil nimmt. So wird sie nach deren Hochzeit mit dem französischen Thronfolger im Jahr 1770 regelmäßig über jedes noch so kleine Detail vom Hof in Versailles unterrichtet und als Mutter, die sich nicht nur als Herrscherin über die Zukunft Marie Antoinettes Sorgen macht, dargestellt. Ihre Ratschläge kennen dabei keine persönlichen Grenzen oder das Recht auf Privatsphäre: „Ihr mütterlicher Blick dringt ins Schlafzimmer des jungen Paares; als erfahrene Frau und besorgte Mutter möchte sie auch hier der Tochter mit gutem Rat beistehen“ (MT 376).

Darüber hinaus scheint Maria Theresia einen sehr geschärften Blick auf das Leben am Hofe von Versailles zu haben und versucht, Marie Antoinette mit den bestmöglichen Ratschlägen trotz Entfernung zur Seite zu stehen. Tschuppik beschreibt die Abneigung der jungen Dauphine gegenüber Madame Dubarry, der Mätresse des alternden Königs Ludwig XV. (vgl. MT 377ff.). Sie weigert sich hartnäckig, mit dieser ein Wort zu wechseln, was Maria Theresia

als Fauxpas gegenüber dem König zu interpretieren versteht. Gerade sie, für die Sitte einen überaus hohen Stellenwert hat, denkt im Zusammenhang mit Madame Dubarry in erster Linie politisch, denn „[d]ie Politik ist [...] kein System der Sittenlehre“ (MT 379). Sie schreibt Marie Antoinette einen strengen und bestimmten Brief, der zugleich in einem liebevollen Ton gehalten ist. Tschuppik sieht auch hier die Scharfsinnigkeit der Herrscherin, weniger ihre Mütterlichkeit: „Auch aus diesem Brief spricht die große Klugheit Maria Theresias. Sie zielt auf den Stolz der Tochter [...]“ (MT 380). Im Gegensatz zu ihrer Korrespondenz mit Amalie stößt Maria Theresia bei ihrer jüngsten Tochter nicht auf taube Ohren. Über die eloquente Antwort Marie Antoinettes an ihre Mutter sagt Tschuppik, es stelle „ihr übrigens das schönste Zeugnis aus“ (MT 380). Ein schönes Zeugnis stellt Tschuppik selbst einmal mehr Maria Theresia aus, wenn er nach dem Tod Ludwigs XV. auf den harschen Umgang Marie Antoinettes mit Madame Dubarry eingeht und schreibt: „Es spricht für die Seelengröße der Kaiserin, daß sie ihre Tochter davor warnt, gegen die 'Unglückliche' unnötig hart zu sein“ (MT 381). Der Tod des Königs macht Marie Antoinette und ihren Ehemann, zu diesem Zeitpunkt sind beide noch keine 20 Jahre alt, mit einem Schlag zum neuen Königspaar von Frankreich. Für Maria Theresia scheint dies aber definitiv kein Grund, mit ihren Ratschlägen sparsamer umzugehen oder Marie Antoinette als erhöht zu betrachten:

Von der Königin des noch immer mächtigsten Landes auf dem Kontinent fordert die Mutter auch jetzt Gehorsam. Und Marie Antoinette ändert nichts an dem Ton ihrer Briefe, zeigt Zerknirschung nach einem Tadel, sie ist glücklich über ein Lob der Mutter, wie es sich für ein Mädchen aus gutem Hause gehört. Nur eines verlernt sie nach und nach: die guten Ratschläge der Mutter zu befolgen. (MT 381)

Marie Antoinette wird als verspielt, verschwenderisch, vergnügungssüchtig und zu wenig ernst beschrieben – „Wesenszüge, die das Gegenteil dessen zeigen, was an der jungen Maria Theresia so bewundernswert war“ (MT 382). Keine der Töchter, die in der Biographie etwas näher beschrieben werden, scheint auch nur annähernd an den großen Charakter Maria Theresias heranzureichen. Tschuppik stellt Maria Theresia nicht nur als Herrscherin, sondern auch als Mutter auf ein Podest. Sie wirkt schier unerreichbar in Bezug auf Menschenkenntnis, Verstand, Weitsichtigkeit, Klugheit und Aufrichtigkeit. Die Jugend Marie Antoinettes lässt Tschuppik nicht als Entschuldigung gelten – ohne aber auf die gleichaltrige Maria Theresia einzugehen, die bei ihrem Regierungsantritt 23, also immerhin fünf Jahre älter als ihre Tochter war. Sie selbst lässt Marie Antoinette in den von Tschuppik zitierten Briefen keinen Ungehorsam durchgehen, scheint aber leicht resigniert, wenn sie dem Botschafter Mercy

gegenüber andeutet, ihrer Tochter in Zukunft keine Ratschläge mehr zu geben. Allerdings: „Sie wäre nicht Maria Theresia, wenn es bei diesem Vorsatz bliebe“ (MT 382). Im Gegensatz zu Maria Amalia kommt es bei Marie Antoinette nie zu einem Kontaktabbruch zwischen Mutter und Tochter.

2.4 Die Kriegsherrin

Die Bezeichnung „Kriegsherrin“ ist in mehrfacher Hinsicht problematisch. Zum einen erscheint Maria Theresia nie persönlich auf einem Schlachtfeld, zum anderen legt sie den Oberbefehl immer in die Hand eines fähigen oder auch weniger fähigen Mannes. Als Frau ist Maria Theresia von vornherein die Karriere eines Kriegsherrn verwehrt und doch ist die Bezeichnung unter gewissen Bedingungen zutreffend – so liegt die endgültige Wahl des Oberbefehlshabers immer bei Maria Theresia und sie lenkt von Wien aus, so gut wie möglich, nicht nur alle Kriegsverhandlungen, sondern auch die konkreten Auseinandersetzungen auf dem Feld. Für dieses Kapitel ist das Wort „Kriegsherrin“ also bewusst gewählt; denn Kriege und Maria Theresias Rolle darin bilden den größten und präsentesten Teil der Biographie von Tschuppik.

So werden sämtliche Kriege – ihre Vorgeschichte, ihr Verlauf und ihre Folgen – wesentlich genauer behandelt als beispielsweise die Politik oder die Familiengeschichte Maria Theresias. Der Siebenjährige Krieg nimmt ein gutes Viertel des gesamten Buches ein. Diese von Tschuppik vorgegebene Prioritätensetzung macht es fast unmöglich, Maria Theresia nicht als Kriegsherrin zu betrachten beziehungsweise nicht näher auf ihre Funktion in und ihren Umgang mit den so detailliert beschriebenen Kriegen einzugehen.

Der Österreichische Erbfolgekrieg nimmt freilich den ersten größeren Raum im militärischen Sinn ein, da er die erste und unmittelbare Kriegskonfrontation der jungen Herrscherin darstellt. Tschuppik erwähnt zunächst Bayerns Erbansprüche, aufgrund deren Maria Theresias Thronrechte von bayerischer Seite nicht anerkannt werden (vgl. MT 21f.). Bayern findet in Frankreich einen wichtigen Unterstützer, scheint aber ansonsten dennoch zunächst auf verlorenem Posten zu stehen, denn „die anderen Mächte haben zustimmende Erklärungen gesandt. Auch Preußen“ (MT 22). Diese Konstellation ist insofern interessant, als Friedrich II. sich zunächst auf Maria Theresias Seite zu schlagen scheint, er sichert ihr im Kriegsfall sogar Unterstützung zu. Dieses Liebäugeln bewertet Tschuppik äußerst scharf und versieht es

bereits ganz zu Beginn mit einem Kommentar, der sich in verschiedenen Formen immer wieder in der Biographie findet und Maria Theresia als gutgläubige, aufrichtige Frau dem hinterlistigen, machthungrigen Preußenkönig gegenüberstellt: „Hinter dem lebenswürdigen Brief [in dem Friedrich Maria Theresia Hilfe zusichert, falls sie ihre Rechte verteidigen muss] stehen ein entschlossener Wille zur Machterhöhung und eine einzigartige Kriegsmaschine“ (MT 22).

Friedrich zeigt bald seine wahre Absicht, nämlich Schlesien zu erobern (vgl. MT 23ff.). Die junge Kaiserin wird von Tschuppik in Bezug auf Friedrichs Pläne als sehr naiv dargestellt – eine Eigenschaft, die ihr in derselben Biographie ansonsten nie zugeschrieben wird. So wird sie zwar gewarnt, ihre Boten äußern eindeutiges Misstrauen gegenüber Friedrich, Maria Theresia aber wird als „arglos“ (MT 30) bezeichnet. Als Friedrichs Intention letztendlich unmissverständlich ist, zeichnet Tschuppik das Bild einer entsetzten, überraschten, aber auch entschlossenen Maria Theresia, die gegenüber Graf Gotter, dem Sondergesandten Friedrichs, eine unmissverständliche Äußerung tätigt: „Kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, daß wir, solange er auch nur einen Mann in Schlesien stehen hat, eher zugrunde gehen wollen, als mit ihm zu verhandeln“ (MT 33). Maria Theresias Hartnäckigkeit erklärt Tschuppik mit den Grundsätzen der Pragmatischen Sanktion, die es nicht zulassen, einen Teil ihres Erbes aufzugeben (vgl. MT 34).

Als für den Kriegsverlauf wichtige Person tritt Maria Theresia vor allem durch ihre Tatkraft inmitten eines ansonsten eher schläfrigen Hofes in Erscheinung: „Es ist Februar [1741] geworden, Maria Theresia spannt alle Kräfte an, die Vorbereitungen zum Kriege zu beschleunigen, aber auch ihr jugendliches Temperament vermag den schwerfälligen Gang des Wiener Hofkriegsrats nicht zu beschleunigen“ (MT 37). Während Maria Theresia sprichwörtlich händeringend zum Handeln antreibt, findet unter dem Oberbefehl von Graf Neipperg die erste große Schlacht, jene von Mollwitz, statt (vgl. MT 39), die wie viele andere Schlachten im Verlauf der Biographie ausführlich beschrieben wird (vgl. MT 40ff.). Die Schlacht endet mit einem preußischen Sieg: „Rascher marschieren, besser schießen – das ist der Sieg von Mollwitz“ (MT 50), konstatiert Tschuppik. Maria Theresia „erkennt nicht gleich, welche ungeheure Bedrohung sich vorbereitet“ (MT 51). Nach Friedrichs Sieg bei Mollwitz wendet sich das Blatt. Maria Theresia war zwar von Anfang an in Bedrängnis, sieht sich aber jetzt von noch mehr Ländern als nur Bayern, Frankreich und Preußen bedroht. Tschuppik

bezeichnet das damalige Österreich als „nicht mehr koalitionsfähig, es ist nur noch Beuteobjekt“ (MT 53), während Friedrich sich seine Verbündeten aussuchen kann. In dieser Situation weigert sich Maria Theresia immer noch, Schlesien aufzugeben. Während Friedrich in aller Stille ein Bündnis mit Frankreich schließt, wird Maria Theresia von England und ihren eigenen Ratgebern dazu gedrängt, ihre Meinung zu ändern: „Auch König Georg greift ein, die Standhaftigkeit dieses einen weiblichen Willens zu brechen, der in seiner Verlassenheit nur von zwei Männern gestützt wird: von Bartenstein und dem Kanzler Böhmens, Grafen Philipp Kinsky“ (MT 53f.).

In dieser höchst gefährlichen Situation erkennt Maria Theresia, dass sie sich die Unterstützung Ungarns sichern muss, was Tschuppik auf ihre „Größe und staatsmännische Begabung“ (MT 57) zurückführt. Er bezeichnet die Ungarn gar als „Kern der österreichischen Heere“ (MT 58). Das Vorhaben, Soldaten aus Ungarn zur Unterstützung heranzuziehen, funktioniert – nicht zuletzt aufgrund von Maria Theresias Unermüdlichkeit, die Tschuppik immer wieder unterstreicht: „Es ist das bewundernswürdige Talent Maria Theresias, daß sie in diesem ununterbrochenen Kampf weder ermüdet, noch den Mut sinken läßt“ (MT 63). Insgesamt sollen 100 000 Männer aufgestellt werden, nicht nur aus Ungarn, sondern auch aus Kroatien, Slowenien und Siebenbürgen (vgl. MT 62). Es scheint einzig und allein Maria Theresias Verdienst, dass dieses für Österreich extrem wichtige Unterfangen gelingt. Auch in konkrete Kriegshandlungen ist die Herrscherin parallel zu den essentiellen Planungen und Überredungen eingebunden.

Wie bereits in Kapitel 2.1 erwähnt, erhebt Tschuppik gegen Maria Theresia schwere Vorwürfe, wenn er von ihrer „fraulichen Art“ in Bezug auf die Wahl des Oberbefehlshabers spricht. Nach dem Scheitern ihres Mannes Franz Stephan, der den Oberbefehl bei der Verteidigung Prags innehatte (vgl. MT 72), vertraut sie auf einen weiteren Verwandten; diesen Entschluss Maria Theresias bezeichnet Tschuppik als „schwach“ (MT 75): „Sie ersetzt den Gemahl durch den jüngern Bruder, [...] obzwar Karl, ebenso wenig wie sein Bruder, bisher einen Beweis seines militärischen Talents geliefert hat“ (MT 75). Diesen „Fehler“ wiederholt sie auch in anderen Schlachten und Kriegen, was Tschuppik immer wieder zu ansonsten seltener Kritik ihr gegenüber bewegt. Maria Theresia gibt auch Franz Stephan noch eine Chance, sich als Oberbefehlshaber zu behaupten, als sie ihn damit beauftragt, Prag zurückzuerobern: „Es ist der Augenblick, da die Königin verdiente, einen ihr gleichwertigen

Mann zur Seite zu haben. Der geliebte Mann [...] versagt“ (MT 89). Diese sehr klare Aussage Tschuppiks lässt Maria Theresia, wenn auch indirekt, erneut als sehr große Frau erscheinen – beziehungsweise als eine Frau, die ihrem Ehemann, was Courage und vielleicht auch Kriegskunst betrifft, unendlich weit voraus ist. Nur „[i]n der Wahl ihrer Generäle ist Maria Theresia nicht glücklich“ (MT 101). Diese Kritik bezieht sich nicht nur auf ihre Verwandten, sondern in diesem Fall auch auf die wenig erfolgreichen Herren Graf Traun und Fürst Lobkowitz (vgl. MT 101). Ersterer ist ein Nachfolger des verstorbenen Khevenhüller (vgl. MT 104). Da er in Bayern keine Erfolge verzeichnen kann, nimmt Maria Theresia einmal mehr die Kriegsführung selbst in die Hand:

Sie will, ihr eigener Generalstabchef, den Feldzug in Deutschland mit einem heftigen Schlag eröffnen: das bayrische Heer, das in der Rheinpfalz und in Baden in den Winterquartieren liegt, soll überraschend angegriffen und an den Rhein geworfen werden. Die Königin vergißt, daß Traun nicht der Vollstrecker so kühner Entwürfe ist. Er schiebt den Angriff solange hinaus, bis die Bayern sich gesammelt und in einem starken Lager verschanzt haben. Seine Entschuldigung, durch die Furcht vor einem Friedensbruche Preußens zu solcher Vorsicht veranlaßt worden zu sein, läßt Maria Theresia nicht gelten. „Ich sehe,“ schreibt sie eigenhändig dem zaghaften Feldmarschall, „daß Er mir sehr ängstlich wegen Preußen scheint. [...] Verlasse Er sich auf Gott und lasse Er sich nicht irre machen oder kleinlaut.“ So muß die siebenundzwanzigjährige Königin einem alten General Courage lehren. Mehr noch: sie versucht ihm plausibel zu machen, worauf es in der Kriegsführung ankommt: so zu handeln, daß nicht er nach dem Feind, sondern der Feind sich nach ihm richte. Sie kennt die Vorliebe ihrer Generäle, darauf zu warten, was der Feind tun werde, um sich ihm „anzupassen“. (MT 104f.)

Tschuppik stellt hier nicht nur Traun, sondern allen damaligen Generälen Maria Theresias ein Armutszeugnis aus. Obwohl er es nicht direkt ausspricht, wird deutlich, dass er der jungen Herrscherin mehr Kompetenz in der Kriegskunst zugesteht als den ihr damals zur Verfügung stehenden, im Krieg handelnden Männern. Auch zum Zeitpunkt der Verfassung der Biographie wäre es nicht leichter denkbar als im 18. Jahrhundert gewesen, eine Frau als den geeigneteren Kriegsherren zu bezeichnen. Tschuppik hatte wohl kein Bild vor seinem inneren Auge, das die junge Maria Theresia auf einem Pferd an der Front sitzend zeigt, ihre Truppen selbst in die Schlacht führend. Aber die Fähigkeit, genau das zu tun, gesteht er ihr dennoch zweifellos zu – nicht nur zwischen den Zeilen. Dieser offensichtliche Widerspruch macht die Charakterisierung Maria Theresias als Kriegsherrin besonders spannend. Hat sie den Mut und die Entschlossenheit, die Tschuppik in Bezug auf sie immer wieder erwähnt, nur aufgrund ihrer Distanz zum Schlachtfeld? Das wird auf jeden Fall nicht suggeriert. Vielmehr hat es einen schon beinahe zermürbenden Effekt für die Leserin, die so zögerlichen Handlungen und falschen Entscheidungen der Generäle zu verfolgen. Maria Theresia wird von Tschuppik zwar

ihre falsche Wahl der Oberbefehlshaber angekreidet; aber er verursacht zugleich beim Leser das Gefühl, Maria Theresia selbst hätte alle Charaktereigenschaften und die nötige Intelligenz, es selbst besser zu machen; jedoch bleibt ihr dieser Weg, die Kriegsführung selbst in die Hand zu nehmen und hautnah am Geschehen teilzunehmen, als Frau verwehrt. Ob es Tschuppiks Intention war, zu dieser Schlussfolgerung zu kommen, kann freilich nur gemutmaßt werden. Unverschleierte Tatsache bleibt, dass der Charakter Maria Theresias, auch und insbesondere in der Kriegsführung, um ein Vielfaches größer und edler dargestellt wird, als der auch nur einer der beteiligten Männer.

Tschuppik lässt an den Generälen Maria Theresias kein gutes Haar, zum Beispiel an den bereits genannten Befehlshabern Karl von Lothringen und Graf von Traun. In einer weniger rühmlichen Stunde Friedrichs versäumen sie es, einen Vorteil aus der für Österreich günstigen Situation herauszuschlagen. Friedrich hat es nicht geschafft, „den Elbübergang seiner Feinde [...] zu hindern“, was ihn „nicht auf der Höhe seiner Feldherrnkunst“ (MT 111) zeigt. Unmittelbar auf diese Feststellung folgt eine leicht sarkastisch angehauchte Bestandsaufnahme der (Un-)Tätigkeiten der österreichischen Generäle:

„[...] wenn aber diese Kunst [Feldherrnkunst] nicht nur im „Manövrieren“, sondern in der eigentlichen Absicht des Kriegs besteht, das feindliche Heer zu vernichten, dann sind Prinz Karl und Graf Traun von dieser Kunst erst recht weit entfernt. Denn sie sehen untätig zu, wie Friedrich seine Truppen sammelt und unbehelligt über die böhmische Grenze entkommt. Ja, Karl und Traun vermögen nicht einmal die von Friedrich zurückgelassene Prager Besatzung gefangen zu nehmen. [...] Es ist verständlich, daß Maria Theresia von solcher Kriegskunst nicht sehr entzückt ist. (MT 111f.)

Es entsteht der Eindruck, Maria Theresia müsse untätig zusehen, wie die von ihr ausgewählten Befehlshaber in ihren Vorhaben scheitern. Tschuppik spart bei der Beschreibung der Kriegsgeschehnisse auch weiterhin nicht mit Sarkasmus. So schreibt er, als Maria Theresia sich zwar über Friedrichs Rückzug aus Böhmen freuen kann, allerdings ein Feldzug in Schlesien scheitert und obendrein Bayern für Österreich verloren geht: „Leider ist die Kriegsführung dem Willen der Königin nicht gewachsen“ (MT 112). So sehr Tschuppik Maria Theresias Charakter wiederholt lobt, so wenig hält er von ihrer Durchsetzungskraft in manchen Angelegenheiten des Krieges. So schreibt er, als sie für Holznachschub für die Wiener Garnison sorgt, sie kümmere sich „wie eine ordentliche Hausfrau, um die kleinsten Dinge“ (MT 117). Diese Aussage ist in diesem Zusammenhang nicht im geringsten positiv behaftet. Der Autor wirft der Herrscherin vor, den Blick für das Wesentliche in diesem

Zusammenhang zu verlieren: „Es ist ein winziges Detail: die Wiener Garnison hat kein Holz. Viel schlimmer aber ist: Maria Theresias Heer hat keinen Kopf. Vor dieser großen, der wichtigsten Tatsache versagt der wunderbare Hausfrauenwille der Königin“ (MT 118). Sonst sei sie „instinktsicher, nüchtern und praktisch [...] in allen Geschäften des Staates“, aber ihr Auge nennt er „vor den eigentlichen Mängeln des Heeres“ gar „blind“ (MT 117).

In Bezug auf den Verlust Schlesiens, der schon im Österreichischen Erbfolgekrieg vollzogen ist, sich aber erst im Siebenjährigen Krieg endgültig manifestiert, betont Tschuppik, wie sehr Maria Theresia zeitlebens unter diesem für sie sehr großen Unglück litt. Er bringt diesbezüglich viel Verständnis für die Herrscherin auf und erklärt den Grund für ihren Schmerz und das ewige Nachtrauern um Schlesien plausibel: „Schlesien war eine Klammer, die Habsburgs Länder mit dem deutschen Reich zusammenhielt, die einzige Brücke Österreichs zum deutschen Norden“ (MT 129). Es ist also nicht nur verletzter Stolz und gekränkte Ehre, sondern vor allem eine politische Überlegung, die hinter der Schlesien-Problematik steckt. Diese Betonung stellt die Herrscherin wieder als Vernunftsmensch dar, der alles andere als naiv denkt und agiert. Sie denkt im Österreichischen Erbfolgekrieg noch nicht daran, den Verlust Schlesiens als gegeben hinzunehmen.

Der vorläufige Friede mit Preußen kommt Ende 1745 nach Tschuppik – trotz aller geübter Kritik – in erster Linie durch die Klugheit Maria Theresias zustande. Er betont: „Es ist die Kunst eines politisch denkenden Feldherrn, jenen Augenblick zu erfassen, da der Frieden zu erträglichen Bedingungen zu haben ist“ (MT 137f.). Maria Theresia ist selbstverständlich kein Feldherr und Tschuppik hütet sich auch davor, eine direkte Verbindung herzustellen; und doch ist es letztlich sie, die beschließt, mit Friedrich Frieden zu schließen: „Es ist ein schwerer Entschluß zu dem sich die Königin durchringt, doch er wird ihr durch das Versagen ihrer Heere aufgezwungen“ (MT 140). Ist Maria Theresia der weise Feldherr, der den Augenblick des Friedensschlusses erfasst hat? Es hat jedenfalls ganz den Anschein. Sie wird bei dieser Entscheidung nicht als resignierend oder ratlos beschrieben. Vielmehr ist sie – wieder durch ihre Generäle, nicht durch ihre eigenen Fehler (indirekt allerdings doch, da ihr ja die missglückte Auswahl derselben Generäle zuzuschreiben ist) – durch die verlorenen Schlachten in eine Bedrängnis geraten, die sich nur durch Nachgeben ihrerseits etwas weniger gefährlich auswirken kann. Maria Theresia ist also doch eine weitsichtige Kriegsherrin, die es auch versteht, Vorsicht walten zu lassen. Kühnheit wird ihr nicht oft attestiert, aber Tschuppik

verleiht ihr durch die Betonung ihrer edlen Eigenschaften eine größere Daseinsberechtigung in einem Herrscheramt als ihrem Erzfeind Friedrich, der auf dem Schlachtfeld wesentlich erfolgreicher ist.

Als hilflos, wie beim Ausbleiben nachhaltiger Erfolge nach einem seltenen Triumph am Schlachtfeld, wird die Herrscherin nicht oft hingestellt. Eine viel wichtigere Charaktereigenschaft, die ihr auch und vor allem als Kriegsherrin zugeschrieben wird, ist Milde. Tschuppik spricht von einer „eigentümliche[n] Milde, die Maria Theresia vor geschlagenen Generalen zeigt [...]“ (MT 159). Dieser Satz bezieht sich auf den Marchese Botta d'Adorno, der Genua zwar erobern konnte, danach aber ein übertrieben strenges Regiment führt, was einen Aufstand und die Vertreibung der Österreicher aus Genua zur Folge hat (vgl. MT 155ff.). Zwar wird er seines Amtes enthoben, Maria Theresia zeigt sich aber bemüht, den Grund dafür als Krankheit des Marchese zu tarnen (vgl. MT 159). Die gleiche Milde zeigt sie allerdings nicht gegenüber den Genuesen, denn vor der Ersetzung Bottas handelt sie, wie Tschuppik sagt, im Affekt: „In der ersten Aufwallung ihres beleidigten Stolzes ordnete die Königin an, daß Botta die Operation gegen Genua unverzüglich wieder aufnehme und die Beleidigung des österreichischen Namens gut mache“ (MT 158). Eine derartige Strenge von Maria Theresia kann nicht nur generell, sondern auch in der Biographie von Tschuppik als Ausnahme gewertet werden. Sie zeigt auf jeden Fall deutlich, dass die Milde, für welche die Herrscherin bis heute bekannt ist, nicht zwangsläufig auch immer auf Kriegsschauplätze auszuweiten ist.

Beim Kongress von Aachen wird der Österreichische Erbfolgekrieg nach acht Jahren offiziell beendet. Maria Theresias Situation während des Kongresses beschreibt Tschuppik in keinen leuchtenden Farben – und doch berichtet er über eine Kriegsherrin, die trotz widrigster Umstände ein heldenhaftes Resümee ziehen kann: „Sie war von allem Anfang des großen Kampfes an in der Verteidigung. Und sie ist unter den starken Mächten die schwächste. Sie hat erreicht, was eine zähe, mutige, praktisch veranlagte Natur in schweren Zeiten erreichen kann. Sie hat Österreich vor dem Untergang bewahrt“ (MT 167).

Die Kriegsherrin darf sich also, wenn es nach Tschuppik geht, den anderen europäischen Mächten trotz aller ihr zugefügten Gebietsverluste voller Stolz gegenüberstellen. Sie hat ihr Gesicht gewahrt, obwohl Österreich „der Verlusttragende bei diesem Friedensschluß“ (MT

173) ist. Zusätzlich ist es bei der Herrscherin zu einer persönlichen Reifung gekommen, die auch Ausschlag für ihre nach dem Krieg folgenden Reformen – vor allem für die Heeresreform – gibt: „Sie musste erst die Lehren eines langen Krieges erfahren, um Talent und Wissen als notwendige Tugenden schätzen zu lernen“ (MT 176).

Der 1748 geschlossene Frieden von Aachen währt nicht allzu lang. Im Jänner 1756 schließt Friedrich II. ein Bündnis mit England (vgl. MT 199), Maria Theresia diskutiert ihrerseits Kriegsvorbereitungen gegen Preußen mit Frankreich (vgl. MT 182). Für sie haben diese Vorbereitungen nur einen wesentlichen Grund: „Sie will keine Versöhnung mit Preußen. Sie will Schlesien wieder haben“ (MT 203). Friedrich hört von den Plänen Maria Theresias und rüstet zuerst; am 1. Oktober 1756 kommt es zur Schlacht bei Lobositz, nach der Friedrich einen Sieg für sich verbuchen kann (vgl. MT 215). Damit ist der Siebenjährige Krieg eröffnet, der einen Großteil der Biographie einnimmt.

Gleich zu Beginn des Krieges kritisiert Tschuppik Maria Theresia scharf. Der Grund dafür ist kein neuer; es geht wieder um die Ernennung des Oberbefehlshabers. Diese Wahl ist der einzige Punkt, in dem Maria Theresia als Kriegsherrin kontinuierlich zu scheitern scheint, was ihr nicht nur Tschuppik selbst, sondern auch andere Biographen, wie der von ihm zitierte Alfred Ritter von Arneth, schwer ankreiden. Es ist das einzig Unrühmliche, wozu Maria Theresia fähig ist. Dieser Eindruck entsteht, wenn Tschuppik die Kriegsvorbereitungen der Herrscherin analysiert, die durchaus positiv beginnen:

Maria Theresia läßt es an Eifer nicht fehlen, sich für den bevorstehenden Kampf tauglich zu machen. Sie zieht aus den Niederlanden und aus Italien Truppen heran, sie überwacht die Arbeiten des Hofkriegsrates und spornet ihn durch Lob und Tadel an. In der entscheidenden Frage jedoch, bei der Wahl des Kopfes, der dem König von Preußen entgentreten soll, begeht sie wieder den alten Fehler: sie beruft neuerdings ihren Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen, an die Spitze der Heere. [...] Die Wahl Karls zum Oberbefehlshaber in diesem schweren Waffengang ist in der Tat die größte Schwäche der Kaiserin. Sie hat Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, ihren Plan gelingen zu machen; sie arbeitet Jahre daran, ihr ganzes politisches System umzuwerfen und einen Bund wider Friedrich ins Leben zu rufen, der früher unmöglich erschienen wäre; sie hängt mit allen Fasern ihres Wesens an diesem Plan – am Ziele ihres politischen Bemühens gefährdet sie aber das ganze Werk durch eine Schwäche fraulicher, familiärer Art. (MT 222f.)

Tschuppik geht an keiner anderen Stelle der Biographie so betont hart mit Maria Theresia ins Gericht. Bei der Lektüre seines Buches entsteht tatsächlich der Eindruck, diese Entscheidung der Kriegsherrin sei vollkommen haarsträubend und absolut nicht nachvollziehbar. Der

Versuch einer tiefgehenden Analyse ihrer eventuellen Beweggründe bleibt allerdings aus. Tschuppik beschränkt diese kriegstechnisch fragwürdige Wahl erneut auf die frauliche, familiäre Art Maria Theresias und titulierte sie als „Schwäche“.

Friedrich feiert in den folgenden Jahren einen Sieg nach dem anderen, während Österreich schwere Verluste hinnehmen muss. Maria Theresia kann sich erst 1758 zu der Einsicht durchringen, „daß sie dem Prinzen Karl das Schicksal der Armee nicht mehr anvertrauen kann“ (MT 255). Ein weiterer, sehr wesentlicher Grund für die Absetzung Karls von Lothringen ist die Drohung der Verbündeten Österreichs, die ihren weiteren Beistand an ebendiese Bedingung knüpfen (vgl. MT 255). Die Wahl eines neuen Feldherrn, die in diesem für Österreich sehr tristen Stadium des Krieges von großer Bedeutung ist, gestaltet sich als schwierig und fällt schließlich auf Graf Daun (vgl. MT 256). Neben Daun nimmt auch Laudon eine wichtige Rolle im Siebenjährigen Krieg ein; mit 41 Jahren ist er für das Amt eines Oberbefehlshabers aber zu jung. Unter Daun und Laudon kann Österreich Siege gegen Preußen verbuchen, wobei Daun von Tschuppik, wie schon die Generäle im Erbfolgekrieg, als sehr zögerlicher Feldherr mit wenig Mut zu Eigeninitiative beschrieben wird, was folgende Schilderung amüsant veranschaulicht: Laudons Korps vereinigt sich Anfang August 1759 mit der russischen Armee an der Oder, Daun bleibt aber mit der Hauptarmee zurück und wartet einen direkten Befehl der Kaiserin ab: „Als peinlich korrekter Mann bittet er [...] Maria Theresia, ihm mit einem Eilboten ihre Zustimmung zu senden. Noch nie ist ein Kurier zu solcher Eile gespornt worden, [...] der die Antwort bringt, Daun möge mit 'tunlichster Raschheit' handeln“ (MT 270). Die Beschreibungen von Dauns militärischen Handlungen nehmen in der Biographie tatsächlich fast schon humoristische Züge an, wobei es sich aus Dauns Perspektive selbstredend um unfreiwillige Komik handelt. Tschuppik macht unmissverständlich klar, dass er nicht allzu viel von Dauns Feldherrnqualitäten und vor allem von seinem Mut hält: „Daun selber nährte die Phantasie der Kaiserin mit dem Plane eines Zuges nach Berlin. Wie so oft, erschrak er auch diesmal vor der eigenen Kühnheit und blieb an der Grenze Böhmens haften“ (MT 273).

Maria Theresia, die den Krieg stets von Wien aus verfolgen muss, tut dies mit größter Genauigkeit und Sorgfalt. „Die Kaiserin hat später von ihren 'militärischen Abenden' gesprochen. Die für ein schöpferisches, menschenfreundliches, heitres Dasein geschaffene Herrscherin sitzt am Abend über Kriegskarten gebeugt [...]“ (MT 267). Dieses „heitre

Dasein“, das Maria Theresia laut Tschuppik am ehesten entsprechen würde, wird ihr von den langjährigen Kriegen, insbesondere vom Siebenjährigen Krieg, erschwert. Immer wieder wird verdeutlicht, dass sie an sich sehr friedliebend ist und nur Krieg führt, wenn ihr keine Wahl gelassen wird; der Verlust Schlesiens nimmt hierbei eine Sonderstellung ein. Er ist für Maria Theresia eine so nachhaltige und ehrverletzende Wunde, dass es für sie nicht in Frage kommt, ihn einfach hinzunehmen. Sie denkt deshalb auch nicht an Frieden, als Friedrich Ende 1759 Anstalten in diese Richtung macht. Sie und die mit ihr verbündete russische Zarin Elisabeth lehnen die Friedenspläne strikt ab; Maria Theresia ist, Friedrich in einem schwachen Zustand wissend, davon überzeugt, ihn endgültig besiegen zu können (vgl. MT 274f.). Es bleibt allerdings bei der kühnen Hoffnung.

Tschuppik lässt Maria Theresia nach der verlorenen Schlacht bei Torgau (3. November 1760) Fragen an Daun stellen, die zeigen, „daß sie den Hergang der Schlacht genau kennt. 'Wer hat,' fragt sie, 'den linken Flügel kommandiert? Welche Regimenter kämpften dort?‘“ (MT 287). Die Fragen und Antworten – dreizehn insgesamt – werden fast alle ausführlich aufgelistet. Dabei nimmt Daun stellenweise wieder die Rolle einer sympathischen Witzfigur ein: „Woher ist die Confusion gekommen?' Daun antwortet nicht wie ein Krieger, eher wie ein Dichter: 'Von der dunklen Nacht‘“ (MT 287). Seine Aussagen sind an mancher Stelle wesentlich präziser, an anderen aber noch verschwommener: „Maria Theresia, ins Detail gehend, fragt auch, ob Daun mit dem General O'Donell zufrieden gewesen sei. Dauns Antwort ist philosophisch, österreichisch: 'Ich bin mit Allen zufrieden, mit keinem aber recht, denn in gewissen Dingen ist es schwer, mich zufrieden zu stellen‘“ (MT 288).

Nicht nur Dauns unzufriedenstellende Erklärungen, sondern in erster Linie die sich häufenden verlorenen Schlachten sind ein eindeutiger Indikator für die Entscheidung, auch Daun seines Postens zu entheben. Dies geschieht zunächst aber nicht, was Tschuppik einer sehr persönlichen Wesensart Maria Theresias zuschreibt. Sie ist diesbezüglich einmal mehr die sentimentale, frauliche Kriegsherrin: „Angesichts der allgemeinen Mißstimmung gegen Daun, würde eine Veränderung im Oberkommando auch in Wien begrüßt werden. Die Kaiserin aber vermag diesen Schritt nicht zu tun; sie empfindet eine Verletzung Dauns als Undankbarkeit, und undankbar kann sie nicht werden“ (MT 296). Maria Theresia hat die Siege, die Dauns Führung zu verdanken sind, nicht vergessen und lässt ihm daher auch nach mehreren Niederlagen den Oberbefehl. Zu einer neuen siegreichen Ära kommt es nicht; Daun ergibt

sich im Oktober 1762 „mit der gesamten Besatzung, mit allem Geschütz und allen Vorräten, den Preußen [...]. Es ist das letzte Ereignis auf dem schlesischen Kriegsschauplatz“ (MT 309f.). Am 15. Februar 1763 wird der Friedensvertrag auf der sächsischen Hubertusburg unterzeichnet (vgl. MT 312). Der Ausgang des Siebenjährigen Krieges, der aus österreichischer Sicht vor allem den endgültigen Verlust Schlesiens bedeutet, ist kein Ruhmesblatt für Maria Theresia, die Friedrich nun noch feindlicher als zuvor gegenübersteht.

Maria Theresia hat nach den beiden großen Kriegen und „im beginnenden Herbst ihres Lebens nur einen Wunsch: keinen Krieg mehr führen zu müssen“ (MT 389). Tschuppiks Maria Theresia liegt es fern, die Kriegsherrin oder -heldin sein zu wollen; sie sehnt sich nicht nur nach einem Dasein als Hausfrau und Mutter, sie wünscht sich vor allem, den Frieden zu forcieren, wobei ihr das besonders schwer gemacht wird: „Sie glaubt aber nicht an die Möglichkeit, den bösesten aller Feinde [Friedrich II.] jemals in einen Freund verwandeln zu können“ (MT 389). Es kommt 1771 zu einer Aufteilung Polens zwischen Russland, Preußen und Österreich, wobei Maria Theresia ihren Teil nur sehr widerstrebend annahm. Tschuppik erzählt von den „Gewissensqualen einer Kaiserin“ (MT 385), die sich in erster Linie darauf zu beziehen scheinen, dass sie die Aufteilung Polens und die damit verbundenen kriegerischen Handlungen nicht verhindern konnte und dem Drängen ihres Sohnes Joseph, der Polen schlussendlich besetzt, nachgegeben hat (vgl. MT 404f.). Die Energie der jungen Maria Theresia, die Tschuppik in der Biographie so oft hervorhebt, scheint in ihrem letzten Lebensjahrzehnt mehr und mehr nachzulassen. Dieser Umstand liegt aber vor allem daran, dass die Herrscherin in ihrer Moral unerschütterlich wirkt: „Maria Theresia ist einsam geworden, sie ist unzeitgemäß mit der Forderung, auch in der Politik nach dem sittlichen Empfinden zu handeln“ (MT 407). Zwar erscheint sie nicht schwach, aber müde. Die immer noch stolze und in ihrem Tun sehr bedachte Kaiserin weiß immer sehr genau, was sie erreichen möchte und was nicht. Geht es nach Tschuppik, steht hinter keiner ihrer Handlungen auch nur eine ansatzweise egoistische Motivation, sondern, wenn überhaupt ein kriegerischer Funken in Maria Theresia auflodert, nur die Verteidigung ihres Reiches und das Ausmerzen von Ungerechtigkeit. Eine solche Ungerechtigkeit war der für die Herrscherin unverzeihliche Verlust Schlesiens, den sie Friedrich nicht vergeben kann und will. Sie bleibt auch in ihren letzten Lebensjahren konsequent, wobei ebendiese Konsequenz und die Moral immer mehr als jede andere Charaktereigenschaft Maria Theresias hervorgehoben werden:

Als man im September 1772 endlich so weit ist, die Besitzergreifung Galiziens und Lodomeriens öffentlich kundzugeben, da streicht Maria Theresia in dem Satz, wo von der rechtmäßigen Erwerbung des polnischen Gebietes die Rede ist, das Wort „rechtmäßig“ aus dem Manuskript. Das Verdikt der Kaiserin über dieses Kapitel der österreichischen Politik kam aus der unversiegbaren Quelle ihrer moralischen Gesinnung. Sie stand aber auch mit der Sicherheit ihres Instinkts über Joseph und Kaunitz, indem sie hellseherisch erkannte, daß der gemeinsam mit Preußen erstrittene Erfolg vergiftet war. Was bedeuten die gewonnenen Stücke polnischen Landes? Preußen war der Feind, Preußen bleibt der Feind! (MT 412f.)

Nach der Teilung Polens steht Maria Theresia noch einmal an der Schwelle zum Krieg. Als Maximilian Joseph von Bayern 1777 kinderlos stirbt, plant Joseph, Niederbayern zu erobern. Maria Theresia ist von diesem Plan von Anfang an alles andere als begeistert und auch „Joseph muß erkennen, daß jeder selbstständige Schritt Habsburgs in Deutschland auf Friedrichs Bajonette stößt“ (MT 429). Friedrich will Joseph keinesfalls widerstandslos in Bayern einmarschieren lassen, weshalb ein neuer und womöglich langwieriger Krieg unvermeidbar scheint. Tschuppik unterstreicht bei der Beschreibung dieser prekären Situation Maria Theresias Einstellung, die sich auch in diesem Fall auf die Erhaltung des Friedens konzentriert: „Maria Theresia ist von der Furchtbarkeit und Nutzlosigkeit des Krieges so überzeugt wie ein moderner Pazifist“ (MT 436). Diese Haltung bleibt während des Bayerischen Erbfolgekriegs – wie er nach der Kriegserklärung Preußens an Österreich genannt werden muss – gefestigt wie eh und je. Es kommt tatsächlich zu keinen militärischen Handlungen und nach nicht einmal einem Jahr, im Mai 1779, wird der Frieden von Teschen geschlossen. „Niemand in ihrem an Kämpfen reichen Leben hat Maria Theresia den Frieden heftiger herbeigesehnt als nach diesem Streit, der ihr das größte seelische Leid brachte“ (MT 453).

Es sollte die letzte kriegerische Auseinandersetzung in Maria Theresias Leben bleiben. Ihre Funktion als Kriegsherrin, in der sie sich vor allem in jungen Jahren behauptet hat, wandelt sich spätestens mit dem Bayerischen Erbfolgekrieg zur Funktion einer Hüterin des Friedens. In dieser Rolle, so sieht es Tschuppik, fühlt sich die Herrscherin mit Abstand am wohlsten.

3 Das alte Preußen und Nazi-Deutschland

3.1 Das Preußen des 18. Jahrhunderts als camoufliertes Deutschland der

1930er-Jahre

Wenn Tschuppik in der Maria-Theresia-Biographie näher auf Preußen eingeht, betont er auffallend oft die Disziplin der Preußen sowie deren Verlangen nach Unterwerfung – und zwar spricht er von ihrer eigenen Unterwerfung unter eine grausame Macht. Diese Macht wird in Tschuppiks Buch von Friedrich verkörpert; doch lässt es sich kaum leugnen, dass Parallelen zum Deutschland der 1930er-Jahre sich geradezu aufdrängen.

Wird die Biographie unter Berücksichtigung des Veröffentlichungsjahres, 1934, und der um Tschuppik herrschenden Umstände (Machtergreifung der Nazis, Exil, politisches Redeverbot) näher betrachtet, ist es nicht vermeidbar, zu erkennen, worauf er, der sich mit noch offensichtlicheren Meinungsäußerungen in noch größere Gefahr begeben hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach hinauswollte. Tschuppik sieht in Preußen, dessen heutige Bevölkerung immer noch vor allem für Disziplin und „Korrektheit“ bekannt ist, einen Vorgänger für das spätere Dritte Deutsche Reich und in Friedrich möglicherweise einen Vorgänger Adolf Hitlers.

Diese recht gewagte These kann am besten mit entsprechenden Zitaten untermauert werden. Der Kontext der Entstehungszeit von *Maria Theresia* darf dabei freilich nie außer Acht gelassen werden. Tschuppik hat ein ihm feindlich gesinntes Deutschland kennengelernt und die Verfolgung Andersdenkender miterlebt, da er selbst eine von vielen Personen war, die Deutschland 1933 fluchtartig verlassen mussten, um einer Verhaftung zu entgehen. Die Vermutung liegt nahe, dass Tschuppik in seinem Exil über den Werdegang Deutschlands, der zu Entstehung des Dritten Reichs geführt hat, nachgedacht hat. Zur Zeit Maria Theresias ist Preußen eine rasant wachsende, neue Großmacht. Zur Zeit Tschuppiks, etwa zweihundert Jahre später, ist Preußen das Zentrum eines noch viel größeren und mächtigeren Reichs, das eindeutige Ambitionen zeigt, ganz Europa zu unterjochen. Wie es funktionieren kann, dass eine so große Gefolgschaft hinter den Nationalsozialisten steht und scheinbar anstandslos für eine radikale Gesinnung in den Krieg zieht, erklärt Tschuppik verschleiert und doch deutlich, wenn er über die „Erschaffung“ der Preußen schreibt: „Die Paradoxie der Geschichte will es,

daß just an dieser Gattung Mensch [dem fridricanischen Heer, bestehend aus „Entlaufenen, Vagabunden und Unbändigen“] das einzigartige Experiment der grausamsten Mechanisierung vollzogen wird – und gelingt“ (MT 48). Es ist bezeichnend, dass Tschuppik von einem „einzigartige[n] Experiment der grausamsten Mechanisierung“ spricht. Er bezieht sich dabei zwar auf das preußische Heer im 18. Jahrhundert, aber die Zeitgeschichte würde bei einer solchen Beschreibung eher als erstes die Bilder des Nationalsozialismus erkennen lassen. Natürlich sind Tschuppik keine hellseherischen Fähigkeiten zu unterstellen. 1934 konnte er noch nicht wissen, wie sich diese Mechanisierung entwickeln würde; aber sie war zweifelsohne bereits erkennbar. Die sprichwörtliche preußische Disziplin mag mit ihr Hand in Hand gehen, sowohl im 18. Jahrhundert als auch in den 1930ern. Tschuppik bezeichnet diese Disziplin als eine „eigenartige“, die Preußen so weit gebracht hat, „daß ausschließlich und allein die Furcht als das agens der kriegerischen Leistung des gemeinen Mannes wirkt“ (MT 45).

Die Parallelen zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert zu ziehen, wäre vielleicht eine falsche Schlussfolgerung, wenn ausschließlich Tschuppiks Äußerungen über das fridricanische Heer auf die Zeit des Nationalsozialismus umgelegt würden. Tschuppik belässt es aber nicht bei ebendiesen Äußerungen und Schilderungen, sondern streut zwischendurch klare Ausblicke in die Zukunft (sprich, in seine damalige Gegenwart, aber auch in das 19. Jahrhundert) ein. Einen Schnittpunkt für die Entwicklung Preußens und deren Bedeutung für spätere Zeiten sieht er klar im Siebenjährigen Krieg, der für Preußen durchaus positiv geendet hat:

Die unmittelbaren Folgen dieses Erfolges sind: eine weitere Schwächung des alten Deutschen Reiches; die Erhöhung Preußens in den Rang der großen Mächte; die Verwandlung der Rivalität Habsburg-Preußen in einen Dauerzustand. [...] [E]s ist einer der paradoxen Zufälle der Geschichte, daß dieser einsame Pessimist und Menschenverächter nicht durch sein Denken, aber durch sein Tun ein Vorbild geworden ist in der Entwicklung der Deutschen. [...] Fünfzig Jahre nach der Erneuerung von 1813 hat es wohl den Anschein, als ob ein neuer Friedrich, Bismarck nämlich, das Werk des alten zur Vollendung brächte: die völlige Verdrängung des habsburgischen Kaiserhauses aus Deutschland. [...] so bricht nach dem Sturze des hohenzollernschen Kaiserhauses, 1918, die vor zweiundfünfzig Jahren verhinderte Krise im vollen Umfang aus. Es gibt **kein Willenszentrum** mehr, das die Geschichte der deutschen Nation ohne Gefährdung der ganzen Existenz zu meistern vermöchte. **Die Krise der Permanenz wird die deutsche Lebensform.** (MT 313ff.)

Was mit Preußen unter Friedrich geschieht – vom Machthunger Friedrichs über den militärischen Drill bis hin zu völliger Selbstaufgabe der Untertanen für den Herrscher und das Vaterland – betrachtet Tschuppik stets als langfristiges Geschehen, das demnach auch

durchaus bis in die Gegenwart der 1930er Gültigkeit haben kann. Er schreibt von Preußen oft in einem gesamtdeutschen Kontext, obwohl vom späteren „Deutschland“ im Sinn des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts noch keine Rede sein kann. Wenn Tschuppik „Deutschland“ erwähnt, zieht er für gewöhnlich die habsburgischen Länder mit ein und deckt mit dem Begriff den gesamten deutschen Sprachraum ab, was sich allerdings gegen Ende des Buches ändert, wenn Tschuppik Deutschland mit Preußen gleichsetzt und Österreich aus der Bezeichnung „Deutschland“ herausnimmt. Dass dies nicht nur eine Auffassungssache ist, lässt sich mit einem Brief Tschuppiks an Joseph Roth untermauern. In diesem schreibt er: „Es wird *kein* Wein wachsen, wenn wir nimmer sein werden. Genauso, wie überall dort der Wein zu wachsen anfing, wo die alten Römer hinkamen, so hört er auf, wo die Preußen hinkommen“¹⁷⁸. Da sich Tschuppik in der Zeit des Nationalsozialismus mit diesen Worten an Roth wendet, können einige Mutmaßungen über die Rolle von Preußen in der Maria-Theresia-Biographie angestellt werden; beispielsweise, dass Preußen stellenweise als Synonym für Nazi-Deutschland verwendet wird oder die Tatsache, dass die Grenze zwischen Preußen und dem späteren Deutschland im Verlauf der Biographie immer mehr verschwimmt. Diese Thesen sollen durch eine etwas nähere Analyse der oben zitierten Textstelle aus *Maria Theresia* sowie weiter unten angeführten Auszügen näher beleuchtet werden.

Besonders hervorzuheben ist der Satz: „Die Krise der Permanenz wird die deutsche Lebensform“. Auf welche Art sich diese Krise der Permanenz konkret äußert, lässt Tschuppik offen. Bemerkenswert ist allerdings schon allein das Vorkommen des Wortes „Krise“ im Zusammenhang mit der „deutsche[n] Lebensform“. Nach dem ersten Weltkrieg befand sich Deutschland zweifelsohne in einer langwierigen Krise, die nicht nur moralischer (aufgrund des verlorenen Krieges), sondern vor allem wirtschaftlicher Natur war. Es ist ebendiese Krise, die dem Nationalsozialismus in Deutschland einen fruchtbaren Boden bereitet hat. Ihre Erwähnung durch Tschuppik wird wohl auch kein Zufall sein. Verweist er mit der oben zitierten Aussage auf die Bedeutung des damaligen Preußen für die Gegenwart? Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Tschuppik das Wort „Nationalsozialismus“ in der gesamten Biographie nicht erwähnt; dennoch erscheinen seine Schilderungen und Beschreibungen von Preußen wie ein dunkles Vorzeichen für jenen. Die Rolle Österreichs ist dabei eine wesentlich freundlichere und harmlosere; wobei nicht außer Acht gelassen werden sollte, dass

178 Auszug aus einem Brief Tschuppiks an Joseph Roth, zitiert in: Joseph Roth: Schwarz-Gelbes-Tagebuch. In: Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975-1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 749.

Antisemitismus und Nationalsozialismus auch in der Habsburgermonarchie keine Seltenheit waren, im Gegenteil: In Österreich fanden sich vor allem nach der verlorenen Schlacht von Königgrätz (1866) immer mehr nationalsozialistisch gesinnte „Deutsche“ – dies war zwar erst unter Franz Josephs Regentschaft der Fall, sollte aber dennoch nicht vergessen werden, wenn es um die Ursprünge des Nationalsozialismus geht.¹⁷⁹ Tschuppik erwähnt diese Tatsache nicht, was sich dadurch legitimieren lässt, dass seine Biographie Maria Theresia und damit das 18. Jahrhundert behandelt.

In jedem Fall nimmt die Entwicklung Preußens eine bedeutende Rolle in der Biographie ein. Der Drang des preußischen Volkes, unter allen Umständen gehorchen zu wollen, kann als Wurzel für nachfolgendes Übel interpretiert werden. Tschuppiks Beschreibung der Preußen wirkt nach und bezieht sich eindeutig nicht nur auf das Heer Friedrichs – obgleich dieses eine entscheidende Rolle für die damalige und spätere preußische Gesinnung, das Pflichtbewusstsein und die von Tschuppik fast schon überstrapazierte Lust am Gehorchen spielt. Prosaisch beschreibt er Preußen und betont dabei eindeutig seine negativen, um nicht zu sagen dunklen Seiten, die in Anbetracht des für Tschuppik damals präsenten politischen Systems zum Teil beinahe gespenstisch anmuten:

Auf einem öden Boden, von der Natur stiefmütterlich bedacht, wuchs in harter Fron ein Volk heran, das eine bisher nie gesehene Eigenschaft besaß: Gehorchen als Lust zu empfinden. Es ist müßig, darüber zu streiten, ob diese einzigartige Eigenheit, wie Nietzsche meint, den Preußen von der Natur gegeben wurde oder ob sie, wie es die Historiker sagen, ein Produkt der deutschen Geschichte ist. [...] [W]ahrscheinlicher ist, daß während der langen grausamen Geschichte sich die stete Furcht vor erbarmungslosen weltlichen Gewalten schließlich in das Verlangen verwandelt hat: „Ich will gehorchen!“ (MT 416)

Es drängt sich die Frage auf, weshalb Tschuppik das Thema Gehorsam im Zusammenhang mit Preußen so inflationär gebraucht. Ähnlich wie die „Fraulichkeit“ Maria Theresias ist ihm dieses Thema wohl ein besonderes Anliegen. Wie präsent war der Gehorsam der Preußen, respektive der Deutschen, 1934 unter Adolf Hitler für Tschuppik? Er hat die Machtergreifung miterlebt, er sah Ressentiments gegen Juden und andere „unliebsame“ Bürger. Aber steht dies für ihn auch in einem engen Zusammenhang mit Gehorsam? Sämtliche Nazis und Nazi-Sympathisanten mögen unterschiedlichste Motivationen für ihre „Gefolgschaft“ gehabt haben; der Wille zum Gehorsam war in manchen Fällen vielleicht eine davon. Tschuppik

179 Vgl. Bauer, Kurt (2008): Nationalsozialismus. Ursprünge, Anfänge, Aufstieg und Fall. Wien / Köln / Weimar: Böhlau, S. 41ff.

selbst erklärt die Parallele des alten Preußens zum Nationalsozialismus und auch die Bedeutung eben jenes Willens: „Ja, dieses Bedürfnis nach Unterwerfung ist so heftig geblieben, daß es zum deutschen 'Trieb an sich' wird“ (MT 421). So geht es beim nationalsozialistischen Gedankengut weniger um den alten preußischen Willen zum Gehorsam als um einen „Trieb“, der sich daraus entwickelt hat. Was genau Tschuppik mit diesem Trieb meint, macht er im darauffolgenden Satz deutlich: „Mit Leichtigkeit lösen sich die Deutschen vom traditionellen Inhalt ihres Anbetungsbedürfnisses, sobald ein Ersatzmann kommt, der ihnen eine noch größere Wollust des Gehorchens bereitet“ (MT 421). Der Trieb, gehorsam zu sein, ist nach Friedrichs Zeit immer noch da. Er verschärft sich gar dahingehend, dass es den Deutschen – die von Tschuppik gegen Ende der Biographie, wie bereits erwähnt, schon konkret so genannt werden (anstelle von „Preußen“) – egal ist, wem sie folgen, solange jemand da ist, bei dem sie ihrem Trieb Genüge tun können, der an dieser Stelle gar eine „Wollust“ genannt wird. Den 1934 aktuellen „Ersatzmann“ und die Reaktionen auf ihn konnte Tschuppik intensiv genug erleben, um selbstsicher einschätzen zu können, dass der Wille zur Unterwerfung in Deutschland immer noch präsent war, vielleicht sogar mehr denn je. Tschuppik schreibt am Ende des Kapitels „Preußen und Österreich“ einige Zeilen, die es schwer machen, noch von einer Camouflage zu sprechen. An dieser Stelle liegt es nahe, zu vergessen, dass es sich bei dem Text eigentlich um eine Biographie über Maria Theresia handelt; vielmehr rechnet Tschuppik mit der deutschen Gesellschaft ab; offiziell mit der des 18. Jahrhunderts, aber die Kritik bezieht sich nur allzu offensichtlich auch auf das damals neue „Dritte Reich“:

Die Gefahr, die darin liegt, daß ein großes Volk sich völlig diesem einen Verlangen nach Unterwerfung freudig hingibt, ist deutlich sichtbar. Das Volk fällt jedem Abenteuer anheim, das ihm die Erfüllung seines Begehrens bringt; am leichtesten wird es haben, wer mit der Befriedigung des deutschen Grundbedürfnisses die übrigen Wünsche des kleinen Mannes errät, dessen Freude an großen Worten, die Biedermännerei und den Antisemitismus. Für diese Mischung wird das Volk, das im bürgerlichen Leben sehr einfach, praktisch und tüchtig ist, alles hingeben: das Glück innerhalb der vierundzwanzig Tagesstunden, den Wohlstand, zuletzt auch den Frieden. (MT 421f.)

Hier hält Tschuppik seine Beobachtungen noch sehr allgemein, es ist – obwohl aus dem Kontext erschließbar – kein eindeutiger Bezug zu Deutschland beziehungsweise Preußen gegeben. Das ändert sich aber, sobald Tschuppik in Folge immer härter mit den Deutschen ins Gericht geht und sie neben ihrem unverständlichen Gehorsamkeitsdrang auch ganz generell irrational erscheinen lässt. Er spricht von der Unfassbarkeit der deutschen Gesinnung vor dem

Rest der Welt, wenn er schreibt, „[d]ie außerdeutsche Welt“ habe „den Widerspruch nie verstanden, der darin liegt, daß ein Volk, welches dem naturwissenschaftlichen Denken seine größten Erfolge verdankt – der Anwendung dieses Denkens auf die industrielle Praxis – im staatlichen Leben sich so völlig anders verhält“ (MT 422). In diesen Zeilen fällt es besonders schwer, mit den Gedanken im 18. Jahrhundert haften zu bleiben. Dort will Tschuppik den Leser mit Sicherheit auch nicht haben, denn wenn er von Deutschen im 18. Jahrhundert schreibt, schließt er Maria Theresia und Österreich mit ein. Den Drang zu gehorchen bezieht er aber durchgehend nur auf Preußen, an dieser speziellen Stelle aber plötzlich auf Deutsche; so schreibt er beispielsweise weiter: „Im politischen Leben schließt der Deutsche die Logik aus“ (MT 422). Es würde im Kontext der Biographie keinen Sinn ergeben, diese Zeilen auch auf Österreich zu beziehen, da Tschuppik sehr darauf bedacht ist, den Unterschied zwischen Preußen (also dem späteren Deutschland) und Österreich herauszuarbeiten. Diese letzten Absätze des Kapitels wirken wie eine Abrechnung mit dem Deutschland der 1930er-Jahre. Tschuppik bezeichnet die Politik eines Deutschen als „kein Terrain der Erkenntnis, sondern sein Reich der Triebe“, was ihm (dem Deutschen) sehr entgegenkomme, denn hier kann und „will er vor allem dem mächtigsten Trieb sich hingeben: zu gehorchen“ (MT 422).

Eventuell noch immer vorhandene Zweifel, ob er sich tatsächlich auf die Gegenwart bezieht, beseitigt Tschuppik mit dem letzten Absatz des 12. Kapitels:

Vom ganz anders gearteten Reich Maria Theresias sind die alte Reichshauptstadt Wien und ein kleiner Rest der ehemals habsburgischen Länder geblieben. Es hat aber einen tiefen Sinn, daß der preußische Geist fanatisch danach strebt, dieses ihm fremde Rudiment innerhalb der deutschen Welt in seiner Eigenart auszutilgen und zu unterwerfen. Es ist das letzte Kapitel eines Kampfes, den Friedrich mit der Phalanx der Gehorchenden vor hundertachtzig Jahren begonnen hat, der Kampf des nordisch-plebejischen Geistes gegen die südländisch- aristokratische Kultur. (MT 422)

Tschuppik spricht an dieser Stelle am klarsten aus, was er im restlichen Buch nur andeutet: dass er Preußen mit Nazi-Deutschland gleichsetzt beziehungsweise eindeutige Parallelen zieht; dass Österreich sich, wie zu Maria Theresias Zeiten, vom Norden bedroht sehen muss; und dass es sich bei Deutschland und Österreich, zumindest im Kontext von 1934, um zwei völlig verschiedene Nationen handelt, die sich sowohl geistig als auch kulturell ganz eindeutig voneinander unterscheiden. Er nutzt weite Teile der Biographie Maria Theresias für eine getarnte Kritik am nationalsozialistischen Regime und für die Unterstreichung einiger scheinbar essentieller Unterschiede zwischen Maria Theresia, die Österreich repräsentiert, und

Friedrich, der wie die Personifikation des preußischen Gedankenguts erscheint, mitsamt negativen und grausamen Seiten, die sich eben hundertachtzig Jahre später die Nationalsozialisten zum Vorbild nehmen sollten. Was noch klar aus der Textpassage hervorgeht, ist die Ahnung beziehungsweise Befürchtung einer „Einverleibung“ Österreichs seitens Deutschlands. Tschuppik sollte den Anschluss vier Jahre später nicht mehr erleben, aber er sah die Intention und spricht seine Gedanken, die dem Leser nicht durchgehend klar dargelegt werden, an der zuletzt zitierten Stelle deutlich aus. Es ist dies eine Ausnahme, die in ihrer Besonderheit ein ganz anderes Licht auf die gesamte Biographie wirft.

3.1.1 Friedrich II. als Unmensch

Tschuppik vermittelt ein düsteres Bild des preußischen Königs. Friedrich wirkt militärisch sehr durchdacht und klug, den Österreichern diesbezüglich weit überlegen; im Vordergrund stehen sein Machthunger und das kühl überlegte strategische Vorgehen in den verschiedenen Kriegen, vor allem aber seine dabei immer wieder zum Vorschein kommende Unmenschlichkeit. Diese wird von Tschuppik konkret beim Namen genannt, wenn er schreibt, dass „Friedrich [...] bewußt das Postament seiner Macht aus dem Bezirke humanen Denkens aus[scheidet]“ (MT 44). Während Maria Theresia vor allem in Bezug auf ihre Klugheit, die ihr im selben Maße wie Friedrich zugeschrieben wird, ihre Mütterlichkeit und Standhaftigkeit gerühmt wird, steht Friedrich im starken Gegensatz zu ihr. Sie strebt in jeder Lebenslage Frieden an, der preußische König hingegen scheint geradezu versessen auf Krieg zu sein. Bei der Durchführung seiner Pläne fehlt es Friedrich offenbar nicht an grimmiger Entschlossenheit: „Der Einbruch Friedrichs in Schlesien, sein Debut auf dem europäischen Kriegstheater, war zugleich der Einbruch einer neuen, furchtbaren Kriegsmethode“ (MT 240). Zu dieser Kriegsmethode gehört nicht ausschließlich der Ablauf der Schlachten, sondern auch der Drill der Soldaten, die in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt und bei Fluchtversuchen mit drakonischen Strafen belegt wurden, was das fridricanische Heer zusammengehalten und gefügig gemacht haben soll (vgl. MT 45ff.).

Tschuppik sorgt mit seiner Charakterisierung Friedrichs dafür, dass dieser als gänzlich unmenschlich erscheint und die Grausamkeit eines ganzen Volkes verkörpert. Ein positives Bild der Protagonistin Maria Theresia zu vermitteln, wäre schier unmöglich, würde sie sich in diesem Zusammenhang auf eine sich wiederholt anbietende Koalition mit Preußen einlassen. So steht sie mit Friedrich, der eine ungeheuer starke Wirkung auf ihre menschliche Seite, aber

auch auf ihr Reich hat, in ständigem Kontakt, zu einem persönlichen Treffen der beiden kommt es jedoch nie. Tschuppik betont Maria Theresias Unwillen gegenüber den Plänen ihres Sohnes Joseph, der Friedrich leibhaftig treffen möchte. Zu diesem Aufeinandertreffen zwischen Joseph und Friedrich kommt es im August 1769 (vgl. MT 390). Die ablehnende Haltung Maria Theresias gegenüber dieser Situation, die sie nicht hatte vermeiden können, sieht Tschuppik als durchaus gerechtfertigt: „Hatte die Kaiserin nicht recht? Ist ihre unabänderliche Abneigung nicht begründet?“ (MT 389f.). Tatsächlich erscheint sie an mehreren Stellen im Buch als die einzige Person, die Friedrichs dargestellte Grausamkeit in ihrem ganzen Umfang zumindest erahnen kann. Sie verkörpert Weitsicht und scharfe Beobachtungsgabe, personifiziert aber zugleich auch die Opferrolle ihres Reiches gegenüber Friedrich, der wiederum für ein Land steht, das sich in eine bedenkliche Richtung entwickelt, die aufgrund mehrerer Faktoren – wie Unmenschlichkeit, Mechanisierung, Grausamkeit und Machtwille – nur allzu sehr an die 1930er-Jahre erinnert. Friedrich selbst hat mit der späteren Entwicklung Deutschlands zwar nicht unmittelbar zu tun, legt laut Tschuppik aber unmissverständlich die Weichen für dieselbe: „Friedrich ist das Neue, der genialisch-böse Erfinder einer Schlachten-Maschine, der die alte Kriegskunst kaum mehr Stand zu halten vermag“ (MT 239). Eine solche Schilderung kann natürlich auch als Lob gegenüber Friedrichs Fähigkeit, Kriege deutlich überlegen zu führen und ihren Verlauf in die von ihm gewünschte Richtung zu lenken, betrachtet werden. Ausdrücke wie „genialisch-böse“ und „Schlachten-Maschine“ relativieren diese Möglichkeit allerdings und werfen ein eher negatives Licht auf die preußische Kriegskunst.

Friedrich nimmt in der Geschichtsschreibung generell keine so furchtbare Stellung ein, wie er sie in Tschuppiks *Maria Theresia* erhält. Tschuppik ist das auch bewusst, wenn er die Verehrung Friedrichs kritisiert. Diese Kritik lässt sich sowohl auf Friedrichs Zeit und die Bewunderung durch seine Zeitgenossen als auch auf spätere positive Beschreibungen seines Lebens und Wirkens beziehen:

Es ist das Tragische an Friedrichs Fernwirkung, daß er nur als Karikatur von seinem Volke verehrt wird; das Shakespearehafte, Originale an Friedrich eignet sich wenig zur Massenanebetung. Die Deutschen in ihrer Mehrzahl haben den König nach Idealen der kleinen Leute umgeformt, das Original in einen Biedermann, den mephistophelischen Skeptiker in einen Zuckerhut verwandelt. (MT 272)

Tschuppik zeigt hier überaus deutlich, wie er über die häufige positive Betrachtung Friedrichs

denkt und versucht, die Heroisierung des preußischen Königs in Frage zu stellen und zu entkräften. Der Held Friedrich scheint hausgemacht, erfunden beziehungsweise von der Nachwelt erschaffen worden zu sein. Nicht ganz ohne Pathos versucht Tschuppik, dem positiven Blick auf Friedrich entgegenzuwirken, wenn er über die Enthusiasten und Verehrer rund um den König schreibt: „[S]ie sahen nicht das dunkle Postament, auf dem diese Gestalt sich erhob. Ihnen blieb die eigentliche, entscheidende Gefahr verschlossen, die darin bestand, daß dieser König den alten preußischen Gehorsam zu einer Lust seines Volkes gesteigert hat“ (MT 420).

Der Unmensch Friedrich gegenüber der fünf Jahre jüngeren Maria Theresia, die im Gegensatz als Verkörperung von Menschlichkeit erscheint – dabei handelt es sich um einen roten Faden, der sich durch die ganze Biographie zieht und nicht nur die beiden einzelnen Persönlichkeiten permanent miteinander vergleicht, sondern durchaus auch als Gegenüberstellung zweier Nationen interpretiert werden kann (mehr dazu in Kapitel 4).

3.1.2 Preußen als Bedrohung für Österreich

Preußen wird aufgrund seiner strengen Disziplin und Folgsamkeit gegenüber Friedrich als äußerst gefährlich beschrieben, wobei sich diese Gefahr nicht nur auf Maria Theresia und damit auf Österreich, sondern auf ganz Europa bezieht. Das ist aufgrund von Tschuppiks Darstellungen deutlich erkennbar, er konzentriert sich aber fast durchgehend auf die Bedrohung Österreichs durch Preußen. Dabei stellt er erneut getarnte und doch offensichtliche Verbindungen zur Gegenwart der 1930er-Jahre her: „Maria Theresia wäre außerstande gewesen, zu sagen, worin die Gefahr bestand, die sich mit Friedrich drohend erhob, geschweige denn, daß sie es hätte begrifflich formulieren können“ (MT 414). Hier handelt es sich insofern um eine interessante Stelle, als Tschuppik sich eindeutig nicht allein auf das 18. Jahrhundert bezieht. Die Gefahr erhebt sich zwar mit Friedrich, lässt sich aber zu dessen Lebzeiten nicht eindeutig definieren. Daraus kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass Friedrich den Startpunkt für die Entstehung eines größeren Reiches, das zunächst Preußen ist und später zum Dritten Reich wird, setzt. Tschuppik gibt Friedrich keine ausdrückliche Schuld an den Geschehnissen des 20. Jahrhunderts; die wiederholten Betonungen bezüglich des Gehorsamkeitsdrangs der Deutschen schieben dem Preußenkönig allerdings die Rolle des Verursachers von zumindest neuer Moral und neuem Gedankengut zu. Friedrichs Persönlichkeit und seinen Umgang mit dem eigenen Heer sieht Tschuppik als sehr wichtig für

die Zukunft an: „Die Furcht und Grauen erregende Bedeutung Friedrichs liegt im Zusammentreffen dieses einsamen Pessimisten mit dem merkwürdigen Stamm der späteren deutschen Nation“ (MT 416). Dass die Bedeutung Friedrichs „Furcht und Grauen“ erregt, spricht für sich. Seine Herrschaft muss weiterführende, fatale Folgen haben, soviel steht außer Frage – und was wäre naheliegender als die Verbindung Friedrichs zu Nazi-Deutschland? Es handelt sich dabei um ein Deutschland, das Friedrich freilich nie gekannt hat, für das er aber laut Tschuppik den Grundstein legt.

Als „einsamer Pessimist“ wirkt Friedrich nicht sonderlich bedrohend; aber sein Handeln und Wirken innerhalb Preußens lassen ihn und sein Land als unliebsam erscheinen, in weiterer Folge als furchteinflößend. Preußen erscheint ungleich gefährlicher, weil es sich um eine neue, noch in der Entstehung befindliche Großmacht handelt, von der der Rest Europas im 18. Jahrhundert nicht wissen kann, was von ihr zu erwarten ist. In Tschuppiks Biographie, die hundertfünfzig Jahre nach dem Aufstieg Preußens entsteht, ist diese Frage nicht mehr offen. Er zieht wiederholt Parallelen zum späteren Deutschland. Für die Protagonistin Maria Theresia ist diese ferne Zukunft nicht ersichtlich, allerdings schließt Tschuppik nicht aus, dass auch die Zeitgenossen Friedrichs drohende Gewitterwolken aufziehen sahen, die sich nicht allein auf ihre Zeit und die von Preußen geführten Kriege des 18. Jahrhunderts beschränken: „Ahnt die ganz anders geartete, völlig verschiedene, südliche Welt Österreichs etwas von den drohenden Mächten, die hinter den schießenden Füsiliern Friedrichs walten?“ (MT 48). Dieses Zitat stammt zwar vom Anfang des Buches, als der Österreichische Erbfolgekrieg und der Siebenjährige Krieg noch ausstehen, allerdings könnte auch hier ein Bezug zum 20. Jahrhundert hergestellt werden. Die „drohenden Mächte“ können sich natürlich auch nur auf Friedrichs Zeit beschränken; das ist bei der Gesamtbetrachtung der Biographie allerdings eher unwahrscheinlich. Noch deutlicher wird die Wirkung Preußens auf seine Feinde, in diesem Fall einmal mehr im Speziellen auf Österreich, durch einen weiteren von Tschuppik erwähnten Faktor, der von österreichischer Seite nicht abgewendet werden kann: „Österreichs Tragödie steigt aus dem Geiste des deutschen Dualismus auf. Preußens Avancement zur großen Macht zwingt zu neuem politischen Denken“ (MT 131). Es gilt also für die durch Preußen bedrohten Mächte, sich auf den neuen Feind, der schnell und merkbar präsenter und mächtiger wird, einzustellen und entsprechende politische Handlungen zu setzen. Im weiteren Verlauf der Geschichte wird Österreich im 19. Jahrhundert von der Idee eines großen Deutschlands ausgeschlossen; vielleicht geschieht dies nicht zuletzt aufgrund des von

Tschuppik als notwendig bezeichneten politischen Umdenkens. Tschuppik sieht in Österreich ein Land, das trotz der gemeinsamen Sprache und Kultur sich sehr stark von Preußen unterscheidet und, wenn es nicht mit dem „Bösen“ in Verbindung gebracht werden will, nur die Möglichkeit hat, einen unabhängigen politischen Kurs einzuschlagen. Dieser sollte im Idealfall nichts mit Preußen und dem späteren Deutschland zu tun haben und beschränkt sich nicht zwangsläufig auf das 18. Jahrhundert. Es ist dies möglicherweise ein Versuch von Tschuppiks Seite, sich angesichts der politischen Lage in den 1930ern so weit wie möglich von Nazi-Deutschland zu distanzieren.

4 Maria Theresia versus Friedrich II.

4.1 Österreich versus Deutschland?

Maria Theresia wird von Tschuppik in wesentlich freundlicheren Farben als Friedrich dargestellt. Ihre Charaktereigenschaften vereinen mehrere Aspekte, sie ist zudem äußerst emotional: „Maria Theresia lebt 'zwischen Tränen und Zornesausbrüchen', da sie sieht, daß die Kosten der Koalition [Preußen-Frankreich 1773] ihr allein zufallen“ (MT 101f.). Friedrich hingegen scheint in emotionaler Hinsicht fast regungslos, handelt stets besonnen und nach Kalkül und scheint generell weniger (für Tschuppik) nennenswerte Charaktereigenschaften als Maria Theresia zu besitzen. Dies ist freilich nur einer von vielen (bereits erwähnten) Unterschieden zwischen dem Hohenzoller und der Habsburgerin. Da beide Parteien zwar durchaus sämtliche Handlungen ihrem eigenen Interesse folgend durchführen, zugleich aber auch den Gesamtblick auf ihre Länder bewahren und deren Geschichte entscheidend mitbestimmen und prägen, stellt sich die Frage, inwieweit die beiden Hauptpersonen Repräsentanten Deutschlands beziehungsweise Österreichs sind und ob Tschuppik in der Biographie nicht nur zwei Menschen, sondern zwei Nationen einander gegenüberstellt.

Ein möglicher Friede oder gar etwas wie Freundschaft zwischen Preußen und Österreich wird von Tschuppik nicht einmal im Ansatz erwähnt; eine solche Überlegung scheint absolut unrealistisch: „Es liegt ebenso in der Natur dieses Konflikts wie im Konflikt der beiden Naturen, daß der österreichisch-preußische Krieg kein Ende finden kann“ (MT 114). Die beiden Naturen (Maria Theresia und Friedrich) und ihre Verschiedenheit wird mit dem Konflikt ihrer Länder quasi gleichgesetzt. Diese Feststellung unterstützt die These, dass es sich bei Tschuppiks Maria Theresia und Friedrich zumindest stellenweise um Personifikationen der von ihnen regierten Länder handelt. Die scheinbar schon von der Natur gegebene Disharmonie zwischen den beiden Herrschern ist somit mitverantwortlich für den nicht enden wollenden Konflikt und die wiederkehrenden Kriege zwischen Österreich und Preußen. Friedensschlüsse können die gegenseitigen Aversionen der beiden nie beenden und schaffen es demnach nicht, die „Rivalität [...] aufzuheben“ (MT 141). Tschuppik nennt den „Gegensatz Österreich-Preußen“ gar „das Schicksal Deutschlands“ (MT 141). Er spricht Maria Theresia nicht frei von Schuld, wenn es um ihre Feindschaft mit Friedrich geht, zeigt allerdings durch mehrfache Begründungen ihrer Abneigung gegenüber dem preußischen

König viel Verständnis.

Tschuppik schreibt Maria Theresia gegenüber Friedrich eine bemerkenswerte Überlegenheit zu. Diese Überlegenheit bezieht sich nur auf die Protagonisten selbst, wenn er beispielsweise schreibt, Maria Theresia setze „diesem diabolischen Talent [Friedrichs] die ganze Rechtschaffenheit und Gradheit ihrer Natur entgegen, die Ausdauer und den zähen Willen einer in sich gefestigten Persönlichkeit“ (MT 272). Diese Eigenschaften Maria Theresias werden stellenweise direkt auf ganz Österreich übertragen beziehungsweise in dieser Tonart weitergeführt. Tschuppik nennt „[d]ie österreichische Welt [...] wie alles Menschenwerk, unvollkommen, aber sie atmete die menschenfreundliche Luft des Gewährenlassens“ (MT 419). Solche positiven Beschreibungen stehen, wenn auch nicht immer direkt ausformuliert, im Gegensatz zu Friedrich beziehungsweise Preußen. Dort entstünde „die Paarung der teuflischen Intelligenz mit dem plebejischen Willen zum Gehorchen“, die Maria Theresia als Bedrohung „instinktiv erfaßte, vor der sie erzitterte“ (MT 418). Diese Tonart während der Gegenüberstellung Österreichs und Preußens zieht sich konsequent durch die gesamte Biographie; dem Leser bleibt nicht verborgen, welches der beiden Länder Tschuppiks Favorit ist, besonders wenn es um Menschlichkeit geht. Diese nimmt bei Tschuppik generell einen hohen Stellenwert ein und die Tatsache, dass sie in Friedrichs früher Kindheit bereits fehlt, lässt Tschuppik als Begründung, wenn nicht gar als Entschuldigung für seine Gefühlskälte gelten: „Er [Friedrich] hat nie Liebe und Güte genossen. Er war einsam und darum mißtrauend. Er verläßt sich weder auf die Götter noch auf ein Ungefähr, sondern nur auf sich selber“ (MT 213). Es ist dies eine der wenigen Textpassagen, in denen Tschuppik mit dem preußischen König nicht hart ins Gericht geht.

Der Autor lässt außerdem Maria Theresia als diejenige der beiden Parteien erscheinen, die sich einem Frieden mit Preußen gegenüber immer wieder abwehrend zeigt, während Friedrich durchaus gewillt wäre, mit Österreich zu koalieren. Die konsequente Handlungsweise Maria Theresias scheint für den Preußen eher eine angeeignete Sturheit zu sein, wobei Friedrich selbst laut Tschuppik noch wesentlich deutlichere Worte dafür findet: dem „'ebenso stupiden als abergläubischen Volk Österreichs' sei eine 'unüberwindliche Abneigung gegen die Preußen eingeflößt worden“ (MT 110).

Diese unüberwindliche Abneigung schreibt Tschuppik nicht dem Handeln Maria Theresias zu.

Es entsteht eher ein immer klareres Bild der beiden Länder, die offenbar konträrer nicht sein könnten. Österreich wird als Ganzes menschlich dargestellt, während Preußen vom bereits ausführlich beschriebenen Willen zum Gehorsam und von Macht dominiert wird. Wenn Tschuppik Österreich im Vergleich zu Preußen beinahe schon als Garten Eden lobt, tut er dies manchmal auf eine subtilere Art, indem er beispielsweise, wie im folgenden Zitat, Eigenschaften aufzählt, die in Österreich als „schätzenswert“ gelten; es entsteht beim Lesen aber ein sehr positives Gesamtbild von Österreich, was mit großer Wahrscheinlichkeit Tschuppiks Intention war:

[D]ie Welt Maria Theresias hatte sich den Sinn dafür bewahrt, daß es außer der Lust am Gehorchen noch andre Freuden und Genüsse gibt, die das Leben erst lebenswert machen: das Dasein selber mit allen Funktionen des Leibes; die Liebe; die Natur; den animalischen Frieden; die Schönheit; das stille Glück der Contemplation; die Verständigung mit Gott; die zarten Freuden des Zweifels an den Göttern; die Skepsis; den Geist – um nur einiges dessen zu nennen, was in der österreichischen Welt als schätzenswert gilt. (MT 418)

Genauso „verschleiert“ gibt er seine Meinung über Preußen preis und lässt dabei erneut Assoziationen mit dem Deutschland des 20. Jahrhunderts entstehen:

Das Moralgesetz gilt nur für den Einzelnen, die Staaten sind von ihm dispensiert, denn sie ruhen auf Macht, und die Macht an sich ist böse. Sie unterliegt keinem anderen Gesetz als dem der Mechanik. Wer es sinnvoll meistert, Geist und Gewalt vereint, bleibt Sieger. Wer Kanonen und Gewehre hat in genügender Zahl, hat viel; aber nicht alles. Die Mittel der Gewalt werden erst siegreich, wenn sie die „allerhöchste Kraft“, der Geist, überlegen leitet. (MT 246)

Damit macht Tschuppik einmal mehr unmissverständlich klar, wer in seinen Augen die moralisch und menschlich überlegene Partei ist. Friedrich hat zwar unumstritten das bessere und stärkere Heer, Maria Theresia und damit Österreich wird aber im Endeffekt als Sieger hervorgehen – womit Tschuppik die großen Gebietsverluste Österreichs an Preußen relativiert.

Österreich ist für Tschuppik keineswegs ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Im direkten Vergleich mit Preußen jedoch zeigt er eindeutig, welches Land seiner Ansicht nach das lebenswertere ist. Während in Preußen Gehorsam, Macht und Disziplin die obersten Tugenden zu sein scheinen, zeichnet sich Österreich unter Maria Theresia (und auch danach?) als das lebenswertere der beiden Länder aus, in dem dank einer milden und klugen Herrscherin wesentlich angenehmere Verhältnisse als in Preußen herrschen, dessen negative Seiten und weitere Entwicklung mit Friedrichs Wesen stark in Verbindung gebracht werden.

Preußen nimmt während der Biographie fast durchgehend einen sehr hohen Stellenwert ein, was seine Bedeutung für die Geschichte Österreichs und Deutschlands unterstreicht. Die Sätze, mit denen Tschuppik die Biographie beendet, sind bestimmt nicht zufällig gewählt. Sie zeichnen einmal mehr die Protagonistin Maria Theresia als starke und liebenswerte Persönlichkeit aus, während Preußen auf unmissverständliche Weise erneut herabgewürdigt wird:

Den Sinn dieses großen Lebens hat sie selber in die Worte gefaßt: „Ich habe herzhaft agiert, alles hazardiert und alle Kräfte angespannt, weil ich neben meinen Prinzipien der Tugend, der Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Milde und Sorgfalt noch ein besonderes gehabt, die Gewißheit nämlich, daß meinen armen Erbländen nichts Unglückseligeres geschehen könnte, als in preußische Hände zu fallen...“ (MT 458)

4.2 Ambitionen der verschiedenen Parteien

Auch in Bezug auf politische Handlungen zeigt Tschuppik weitere grundlegende Unterschiede zwischen Österreich und Preußen, Maria Theresia und Friedrich auf. So scheint Friedrichs größter Ehrgeiz die Eroberung so vieler Gebiete wie möglich und das Festhalten an diesen Eroberungen zu sein. Laut Tschuppik ist „[d]as ganze Sinnen und Trachten des Preußenkönigs [...] von einem Gedanken bewegt: er befürchtet von jedem Aufatmen Österreichs eine Gefährdung seiner Eroberung“ (MT 107). Es scheint dabei, als ob Friedrich es als persönliche Schmach empfinden würde, wenn ausgerechnet Maria Theresia etwas erhalten würde, das seiner Ansicht nach ihm zusteht. Er lässt sich in mehrfacher Hinsicht vom ihm so deutlich zugeschriebenen Machthunger leiten, selbst, wenn er Maria Theresia ein Gebiet quasi zum Geschenk machen will; denn auch in diesem einen speziellen Fall steckt dieselbe Angst dahinter, Österreich könne anderweitig nach Eroberungen Ausschau halten: „Friedrichs wirkliches Motiv, so boshaft zu sein, ist nicht moralischer, sondern egoistisch-politischer Natur: er will Polen [...] mit Österreich teilen, und darum Österreich davon abhalten, die Vergrößerungspläne nach dem Orient zu verlegen“ (MT 407f.).

Friedrichs größte Ambition ist also, zusammengefasst, selbst so viel wie möglich zu expandieren und eine eventuelle Expansion von österreichischer Seite zu vermeiden. Maria Theresia verfolgt ganz andere Ziele: Sie will vorrangig verteidigen, was ihr rechtmäßig gehört, und keine Kriege provozieren. Wenn sie sich in so einem Fall selbst untreu wird, ist sie nicht zu stolz, manche Entscheidungen rückgängig zu machen. Tschuppik verdeutlicht

diese – erneut ist es eine noble – Charaktereigenschaft Maria Theresias nach der österreichischen Besetzung Bayerns. Die Herrscherin verzichtet darauf, einen großen militärischen Erfolg zu verbuchen; dies tut sie zugunsten ihres Mannes: „Maria Theresia hat dem Plan entsagt, in Bayern Eroberungen zu suchen: sie will das Land in seiner alten Gestalt dem Münchner Hofe wieder geben und fordert nur, daß des Kurfürsten [Maximilian Josephs] Stimme bei der kommenden Kaiserwahl dem Großherzog der Toskana [Franz Stephan] zufalle“ (MT 114).

Maria Theresias Ambition richtet sich hier einmal mehr nach den bescheidenen Wünschen einer Frau, die ihren Ehemann glücklich und in diesem Fall erhöht sehen will. Friedrich, der kein Familienmensch ist und als klassischer Einzelgänger gilt, würde ein Ziel dieser Art wohl nie verfolgen. Dass Maria Theresia, besonders in ihrer frühen Regierungszeit, immer auf den Vorteil Franz Stephans bedacht ist, kreidet ihr Tschuppik wiederholt als Schwäche an. Aber die Fraulichkeit an sich, die Tschuppik teilweise synonym mit Menschlichkeit beschreibt, ist kein „Fehler“ der Herrscherin. Im Gegenteil, es wird hervorgehoben, dass ihre Prioritäten, die stets in Richtung Frieden ausgerichtet zu sein scheinen, wesentlich erstrebenswerter sind als die Kampflust des grausam gezeichneten Friedrichs.

Auf die spätere Zeit – die 1930er – bezogen, schreibt Tschuppik weder Friedrich noch Maria Theresia spezielle Ambitionen zu. Vielmehr spricht er vor allem Friedrich jede Weitsicht ab. Obwohl beide Parteien großen Einfluss auf die Geschichte ihrer Länder genommen haben, beziehen sich ihre Ziele zu Lebzeiten in erster Linie auf die Gegenwart und die aktuell möglichen Vorteile. Das ist die einzige Gemeinsamkeit, die Tschuppik zwischen Friedrich und Maria Theresia hervorhebt: beide hätten ihre Ziele und damit Vorgehensweisen ganz auf ihre jeweiligen Häuser und Länder ausgerichtet, und weder für noch gegen ein gemeinsames Deutschland gekämpft:

Es hieße dem König von Preußen Gedanken einer viel spätern Zeit imputieren, wollte man annehmen, daß sein Blick auf Deutschland gerichtet gewesen sei. Der Begriff der deutschen Einheit war noch nicht geboren, geschweige denn ein Motiv von Friedrichs Politik. In dem Augenblick, da sein Befehl einen Weltkrieg [den Siebenjährigen Krieg] entfesselte, dachte Friedrich, wie Maria Theresia, nur an das eigene Haus, an die Rettung und Erhaltung der preußischen Macht. Er sieht sich als der Bedrohte gegenüber den Plänen, die Maria Theresia mit Kaunitzens Hilfe fast zur Vollendung gebracht hat. Er handelt entsprechend seinem Wesen. (MT 213)

4.3 Das schwache Geschlecht?

Maria Theresia und Friedrich wirken wie Paradebeispiele für die Auslebung traditioneller Geschlechterrollen – obgleich Maria Theresias Amt natürlich nicht das einer gewöhnlichen Frau des 18. Jahrhunderts ist. Ihr bereits erwähnter „Hausfrauenwille“ ist dennoch stets präsent, sogar im Kriegsgeschehen. Friedrich, für den Familie bei Tschuppik keine Rolle spielt, ist ganz auf die Nähe zum Militär bedacht und führt seine Feldzüge oft selbst an, während Maria Theresia im Kriegsfall von Wien aus Befehle erteilt. So fügen sich beide trotz außergewöhnlicher Umstände in die nach konservativer Sichtweise passenden Positionen.

Das ist insofern interessant, als Maria Theresia, wie bereits ausgeführt, zumindest in charakterlicher, mentaler und menschlicher Hinsicht um ein Vielfaches stärker als ihr Erzfeind dargestellt wird. Es drängt sich die Frage auf, ob Tschuppik die Vorzüge Maria Theresias ihrem persönlichen Wesen oder ihrem Geschlecht zuschreibt – und, falls letzteres der Fall ist, ob er die traditionelle Interpretation von Weiblichkeit als das „schwache Geschlecht“ zu widerlegen versucht.

Einige wenige, aber umso eindeutiger Zeilen in Tschuppiks Buch widersprechen der Vermutung, der Autor könnte ambitioniert versucht haben, das klassische Bild der braven Hausfrau bereits in den 1930er-Jahren zu revidieren. Wie in 2.1.1. ausführlich beschrieben, ist Maria Theresia von einer „Fraulichkeit“ geprägt, die ihr einziger Makel zu sein und ihr immer wieder im Weg zu stehen scheint. Eine Passage, an der dies einmal mehr verdeutlicht wird, stellt der Überfall Friedrichs auf das im Siebenjährigen Krieg mit Österreich verbündete Sachsen dar. Tschuppik kritisiert, dass Maria Theresia sich in Ungarn aufhält, um dort ihren Mann, von dem sie Untreue vermutet, zu überwachen, während der preußische König einmarschiert. Zwar nicht als hysterisch, aber als sehr eifersüchtig zeichnet Tschuppik Maria Theresia an dieser Stelle. Es ist ebendiese Eifersucht, die phasenweise stärker als ihr Herrscherbewusstsein ist und die ansonsten starke und resolute Königin plötzlich schwach erscheinen lässt: „Die große Herrscherin, deren Wink Heere in Bewegung setzen wird, leidet in diesen Tagen der drohenden Wolken wie eine kleine Frau“ (MT 214).

Aber nicht nur ihre (durchaus berechnete) Eifersucht und ihr „Hausfrauenwille“, sondern auch Maria Theresias Streben nach Frieden und die damit verbundene Abneigung gegen Krieg unterstreichen einmal mehr ihre Fraulichkeit, die auch in diesem Fall als Schwäche

angesehen werden kann – zumindest im Kontext eines Herrscherdaseins und damit verbundenen militärischen Aktionen. Es ist dies allerdings kein Faktum, das ihr von Tschuppik negativ ausgelegt wird. Er wirft Maria Theresia an keiner Stelle vor, nicht mehr Interesse für eventuell mögliche Eroberungen aufgebracht zu haben und in erster Linie auf die Verteidigung ihres Erbes konzentriert gewesen zu sein. Dennoch entsteht der Eindruck einer klischeehaften Frau, die kriegerische Handlungen kaum ertragen kann und ein ruhiges, friedliches Dasein im Kreise ihrer Familie vorziehen würde. Ihr Geschlecht wird von Tschuppik manchmal als Stärke, manchmal als Schwäche ausgelegt; es ist in dieser Hinsicht keine Konsequenz seitens des Autors erkennbar.

Als Maria Theresia die Krönungsfeierlichkeiten Franz Stephans vom Balkon aus verfolgt, nimmt sie lediglich die Rolle einer Zuschauerin ein, aber laut Tschuppik wirkt sie dort, „wo sie sich ganz unbefangen gibt, am stärksten“ (MT 123). Hier wird ihre Rolle als liebende, fast schon bewundernde Ehefrau als das Gegenteil von Schwäche ausgelegt. Auch andere Charakterzüge Maria Theresias, die mit Kriegskunst oft nichts oder nur sehr entfernt zu tun haben, unterstreicht Tschuppik positiv, beispielsweise wenn er sagt, „Maria Theresia besitzt die ganz edle Eigenschaft, dankbar sein zu können“ (MT 189).

Einmal die kleine Frau, an anderer Stelle die große Kriegsherrin – Tschuppiks Maria Theresia hat viele, höchst unterschiedliche Facetten, die zusammengefügt das einheitliche Bild eines starken Charakters ergeben, dessen Geschlecht, situationsbedingt, Vorzug und Makel zugleich ist. Klugheit und Weitsicht zählen zu ihren wichtigsten und wertvollsten Eigenschaften. Hinzu kommt eine Menschenkenntnis und eine Form von Feingefühl, die Tschuppik zu der Aussage veranlassen, Maria Theresia habe Friedrichs Grausamkeit und seine langfristige Wirkung erkannt, wenn auch nur in Form einer für die Herrscherin nicht konkretisierbaren Ahnung: „Maria Theresias Unbehagen vor Friedrich kommt aus dem untrüglichen Empfinden, daß die alte Welt der großen Mächte, dieser stolze Prachtbau der südländisch-aristokratischen Werte und Schätzungen, von einem bösen Geist des Barbarismus bedroht wird“ (MT 419). Friedrich ist der Zerstörer, Maria Theresia die Bewahrerin alter, guter Werte. Diese durchgehend erkennbare Darstellung unterstreicht Tschuppiks persönliche Verklärung der Habsburgermonarchie (s. Kapitel 1.1.3, Teil I). Maria Theresia nimmt sowohl als Herrscherin als auch als Frau, Mutter, Feldherrin und Hausfrau einen bedeutenden Platz in dieser Monarchie ein. Sie erscheint in Tschuppiks Biographie als Fels in der Brandung und als

Sinnbild weisen, umsichtigen Regierens. Ihr Geschlecht spielt bei dieser Darstellung eine wesentliche Rolle, wird im Buch aber auf keine Weise ausgelegt, die es möglich machen würde, ihre Tugenden und Fähigkeiten als Herrscherin zu schmälern oder in Frage zu stellen.

5 Zusammenfassung und Resümee

Karl Tschuppik, zu Lebzeiten ein geschätzter Journalist und Schriftsteller, beschreibt Maria Theresia in einer klassisch aufgebauten Biographie auf eine Art und Weise, die sich, insbesondere aufgrund der ausführlich beschriebenen Kriegshandlungen, von anderen Biographien über die Herrscherin abhebt. Am Ende entsteht jedoch ein sehr ähnliches, wenn nicht das gleiche, Bild der Protagonistin, das weitläufig bekannt ist: Maria Theresias Mütterlichkeit, ihre Entschlossenheit als Herrscherin sowie ihr resolutes, starkes Auftreten auf dem politischen Spielfeld Europa im 18. Jahrhundert werden in den Vordergrund gerückt. Dabei wird Maria Theresias „Fraulichkeit“ ihr auf der einen Seite als Laster ausgelegt, in anderen Kontexten aber wiederum als Stärke aufgezeigt. Tschuppiks Darstellung der Kaiserin ist somit durchaus widersprüchlich, im Großen und Ganzen werden aber eindeutig die positiven Seiten der Protagonistin betont und erläutert. Das Buch reiht sich somit in eine kurze Kette von Habsburger-Biographien, anhand deren Tschuppik in erster Linie die Intention verfolgt, das Haus Habsburg und das „alte“ Österreich in möglichst schönen Farben zu malen und, besonders in *Maria Theresia*, die Unterschiede zwischen Österreich und Preußen beziehungsweise Deutschland (unter dem nationalsozialistischen Regime) herauszuarbeiten.

Dies gelingt Tschuppik vor allem im letzten Teil der Biographie in überdeutlicher Manier. Er zieht eindeutige Parallelen zum politischen Geschehen während des Erscheinungszeitraums (1934) und vermittelt seine politische Meinung, die klar antinationalsozialistischer Natur ist, unmissverständlich. Dies geschieht unter anderem durch die ausführliche Beschreibung des Konflikts Preußen – Österreich und die direkte Gegenüberstellung von Friedrich II. und Maria Theresia. Beide können an bestimmten Stellen des Buches als Personifikationen der von ihnen regierten Länder erkannt werden. Dabei spielt Friedrich/Preußen die Rolle eines kaltblütigen Bösewichts, der ohne erkennbare Moral unter allen Umständen seine persönlichen, machtorientierten Ziele erreichen will und dabei vor drastischen Mitteln, wie unmenschlicher Bestrafung seiner Soldaten und Vertrauensbrüchen, nicht zurückschreckt. Maria Theresia/Österreich wird auf der anderen Seite als Opfer Friedrichs/Preußens skizziert, das sich kaum zur Wehr setzen kann; einerseits aufgrund fehlender militärischer Durchschlagskraft, andererseits – und dieser Aspekt wiegt wesentlich schwerer – wegen

Hochhaltung von Moral, Gerechtigkeit und Frieden. Tschuppik lässt Maria Theresia im Kriegsgeschehen zwar sehr entschlossen auftreten, hebt aber wiederholt hervor, dass die Herrscherin nur Kriege führt, wenn sie von Friedrich dazu genötigt wird. Diese Beschreibungen können zwar nur indirekt als Parallelen zur Gegenwart von 1934 betrachtet und entsprechend interpretiert werden; Tschuppiks Vergleiche werden allerdings im Laufe der Biographie immer konkreter und können am Ende des Buches kaum noch als Verschlüsselungen beziehungsweise versteckte Kritik angesehen werden; insbesondere, wenn er sich ausführlicheren Beschreibungen der Charakterzüge von Preußen/Deutschen widmet. Tschuppik befand sich seit 1933 im Exil, weil er für gewöhnlich keinen Wert darauf legte, seine politischen Ansichten zu verschweigen, sondern sie vielmehr in einer ungeschminkten Heftigkeit zum Ausdruck brachte, was ihn, wie sein Freund Joseph Roth in einem Nachruf auf Tschuppik anmerkt, spätestens nach dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland das Leben gekostet hätte.

Offen bleibt die Frage, inwiefern Tschuppik *Maria Theresia* als camouflierte Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Regime verstanden wissen wollte. Es besteht die Möglichkeit, die eindeutigen Anmerkungen in diese Richtung als schlichte Einstreuungen zu verstehen, die zwar als offensichtliche Kritik gemeint sind, aber keine größere Rolle in der Maria Theresia gewidmeten Biographie einnehmen (sollen); oder, was nicht weniger wahrscheinlich ist, Tschuppik benutzt eine vermeintlich harmlose und unverfängliche Biographie über eine längst verstorbene Herrscherin als Sprachrohr für seine politischen Gedanken. In jedem Fall kann sein Unterfangen als bemerkenswert bezeichnet werden, denn die Gefahr, die eine solche politische Biographie mit sich brachte, war Tschuppik spätestens seit seiner Vertreibung aus Berlin, die aufgrund der kritischen Biographie *Ludendorff* erfolgte, mit Sicherheit bewusst. *Maria Theresia* spiegelt die Gedanken eines – nicht von jeher – habsburgertreuen Autors, der in der österreichisch-ungarischen Monarchie geboren und aufgewachsen war, wider und tut dies in einem Rahmen, der es Tschuppik ermöglicht, zugleich eine entsprechende Würdigung für eine von ihm offensichtlich bewunderte Herrscherin zu verfassen. *Maria Theresia* ist nicht nur eine den Nationalsozialismus kritisierende Biographie, sondern auch ein nostalgischer Rückblick auf die gute, alte Zeit.

6 Bibliographie

6.1 Primärliteratur

Tschuppik, Karl (1934): Maria Theresia. Amsterdam: Allert de Lange.

6.2 Sekundärliteratur

6.2.1 Texte von Karl Tschuppik

Tschuppik, Karl (1924): Der bewaffnete Kretinismus. In: Karl Tschuppik: Von Franz Joseph zu Adolf Hitler. Polemiken, Essays und Feuilletons. Hg. von Klaus Amann (1982). Wien / Köln / Graz: Böhlau, S. 97–100.

Tschuppik Karl (1929): Elisabeth. Kaiserin von Österreich. Wien und Leipzig: Dr. Hans Epstein

Tschuppik, Karl (1928): Franz Joseph I. Der Untergang eines Reiches. Hellerau bei Dresden: Avalun-Verlag.

Tschuppik, Karl (1931): Ludendorff. Die Tragödie des Fachmanns. Wien / Leipzig: Dr. Hans Epstein.

6.2.2 Über Karl Tschuppik

Amann, Klaus (1992): Karl Tschuppik. Der streitbare Bohemien. In: Schuh, Franz (Hrsg.): Die Dichter und die Politik. Essays zur österreichischen Literatur nach 1918. Hidelberg: Edition Falter/Deuticke, S. 31–48.

Prokopp, Klaus (1994): Konformismus und Konfrontation. Der Journalist Karl Tschuppik (1876-1937) und seine Leitartikel im Prager Tagblatt 1914-1918. Diplomarbeit. Univ. Klagenfurt.

Deutsch, Georg B. (2014): Karl Tschuppik. In: Soma-Morgenstern.at.

Link: <http://soma-morgenstern.at/userfiles/file/KTv20141105.pdf>.

6.2.3 Nachrufe und Rezensionen

Charmatz, Richard: Rezension über „Franz Josef I.“. In: Neue Freie Presse (Wien) vom 18.11.1928, S. 37f.

Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19281118&seite=37&zoom=38>.

Nachruf „Karl Tschuppik gestorben“. In: Neue Freie Presse (Wien) vom 23.7.1937, S. 6.

Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19370723&seite=6&zoom=33>.

Nachruf „Karl Tschuppik plötzlich gestorben“. In: Wiener Zeitung vom 23.7.1937, S. 5.

Link: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wrz&datum=19370723&seite=5&zoom=33>.

Roth, Joseph: Abschied von Karl Tschuppik (1.8.1937). In Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975–1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 293–296.

Roth, Joseph: An Karl Tschuppiks Grab (31.7.1937). In Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975–1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 291–293.

6.2.4 Über Maria Theresia / die Habsburger

Arneth, Alfred Ritter von (1875): Geschichte Maria Theresia's Geschichte 5 und 6: Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg 1756–1763, Band 1 und 2. Wien: Braumüller.

Beutler, Gigi (2001): Die Kaisergruft bei den PP Kapuzinern zu Wien. Wien: Beutler-Heldenstern.

Etzlstorfer, Hannes (2008): Maria Theresia. Kinder, Kirche & Korsett. Die privaten Seiten einer Herrscherin. Wien: Kremayr & Scheriau.

Herre, Franz (1994): Maria Theresia. Die große Habsburgerin. Köln: Kiepenheuer & Witsch. 5. Auflage 2011 (München: Piper).

McGuigan, Dorothy Gies (1966): Familie Habsburg 1273 bis 1918. Glanz und Elend eines Herrscherhauses. Wien / München: Amalthea Verlag. Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch. 11. Auflage 2007.

Mutschlechner, Martin: Der Österreichische Erbfolgekrieg.

Link: <http://www.habsburger.net/de/kapitel/der-oesterreichische-erbfolgekrieg?language=de>.

Werfring, Johann (3.9.2001): Die Keuschheitskommission der Kaiserin. Artikel der Wiener Zeitung. Link:

http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/201811_Die-Keuschheitskommission-der-Kaiserin.html.

Wunderlich, Dieter (2000): Vernetzte Karrieren. Friedrich der Große. Maria Theresia. Katharina die Große. Regensburg: Friedrich Pustet.

6.2.5 Biographie (Theorie)

Fetz, Bernhard (2009): Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 3–66.

Dihle, Albrecht (1987): Die Entstehung der historischen Biographie. Vorgetragen am 26. April 1986. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrgang 1986, Bericht 3. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.

Garraty, John (1957): The Nature of Biography. New York: Knopf.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Die Rückkehr des totgesagten Subjekts. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.5.2008, S. N3. Link: <http://www.genios.de/presse-archiv/artikel/FAZ/20080507/die-rueckkehr-des-totgesagten-subje/FNUWD1200805071693496.html>, aufgerufen am 20.02.2015.

Klein, Christian (2002): Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: Christian Klein (Hrsg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler, S. 1–22.

Kurzke, Hermann (2002): Zur Rolle des Biographen. Erfahrungen beim Schreiben einer Biographie. In: Christian Klein (Hrsg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler, S. 173–178.

Marian, Esther / Ní Dhúill, Caitríona (2009): Einleitung. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 157–167.

Raulff, Ulrich (2000): Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft. In: Christian Klein (Hrsg. 2002): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler, S. 55–68.

Romein, Jan (1948): Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik. Bern: Francke.

Schweiger, Hannes (2009): Die soziale Konstituierung von Lebensgeschichten. Überlegungen zur Kollektivbiographik. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 317–352.

Schweiger, Hannes / Holmes, Deborah (2009): Nationale Grenzen und ihre biographischen Überschreitungen. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin / New York: Walter de Gruyter, S. 385–418.

Winkelbauer, Thomas (2000): Plutarch, Sueton und die Folgen. Konturen und Konjunkturen der historischen Biographie. In: Thomas Winkelbauer (Hrsg.): Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie“ am 26. Oktober 1997 in Horn. Horn / Waidhofen/Thaya: Waldviertler Heimatbund, S. 9–46.

6.2.6 Lexika

Burdorf, Dieter / Fasbender, Christoph / Moennighoff, Burkhard (Hrsg. 2007): Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen. Begründet von Günther und Irmgard Schweikle. Stuttgart / Weimar: Verlag J. B. Metzler. 3. Auflage.

Duden-Eintrag: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Biografie>

Hamann, Brigitte (Hrsg. 1988): Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon. Wien: Ueberreuter.

6.2.7 Erzähltheorie

Martínez, Matías / Scheffel, Michael (1999): Einführung in die Erzähltheorie. München: C.H. Beck. 9. Auflage 2012.

6.2.8 Sonstige Quellen

Aspetsberger, Friedbert (1980): Literarisches Leben im Austrofaschismus. Der Staatspreis. Königstein/Ts.: Hain.

Bauer, Kurt (2008): Nationalsozialismus. Ursprünge, Anfänge, Aufstieg und Fall. Wien / Köln / Weimar: Böhlau.

Bronsen, David (1974): Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Clark, Christopher (2006): Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600-1947. München: Pantheon. 8. Auflage 2008.

Funder, Friedrich (1952): Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik. Wien: Herold.

Gleim, Johann Wilhelm (1757): Lied an die Kaiserin-Königin nach Wiedereroberung der Stadt Breslau. In: Fritz Brüggemann (Hrsg.): Der Siebenjährige Krieg im Spiegel der zeitgenössischen Literatur. Leipzig 1935: Philipp Reclam jun.

Kaus, Gina (1979): Und was für ein Leben ... mit Liebe und Literatur, Theater und Film. Salzburg: Albrecht Knaus.

Kesten, Hermann (1959): Dichter im Café. Wien / München / Basel: Kurt Desch.

Roth, Joseph: Brief an Stefan Zweig vom 28. Juli 1937. In: Joseph Roth: Briefe 1911-1939. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln / Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970.

Roth, Joseph: Schwarz-Gelbes-Tagebuch. In: Joseph Roth: Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975–1976, Band 4 (Kleine Prosa), S. 749.

7 Anhang

7.1 Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit widmet sich der Analyse von Karl Tschuppiks Biographie über Maria Theresia. Im Vordergrund stehen dabei die Darstellung der Herrscherin im Kontext der Erscheinungszeit (1934) und die Heranführung an die These, Tschuppik nutze die Biographie nicht nur als Huldigung an die Protagonistin, sondern auch als camouflierte Kritik am nationalsozialistischen Regime.

Nach historischen Abrissen über den Autor und Maria Theresia im ersten Teil wird die Biographie als literarische Gattung in einen theoretischen und praktischen Zusammenhang mit der Arbeit gebracht. Die erzähltheoretische Textanalyse erfolgt im zweiten Teil und ist in zwei Abschnitte gegliedert, von denen sich der erste mit der Darstellung der Herrscherin unter verschiedenen Aspekten befasst und der zweite der Frage nach möglichen Parallelen des Konflikts Österreich – Preußen mit der aktuellen politischen Lage der 1930er-Jahre zwischen Österreich und Deutschland nachgeht.

This diploma thesis deals with an analysis of Karl Tschuppik's biography of Maria Theresia. The focus is on the literary representation of the sovereign in the context of the time of publication (1934), as well as on the question whether Tschuppik uses the biography not only as a homage to the protagonist but also as camouflaged criticism of the Nazi regime.

After a historical outline about the author and Maria Theresia in the first part, a connection between the biography as a literary genre and the thesis is established in a theoretical and practical way. The narratological text analysis follows in the second part and comprises two sections, the first of which focuses on the depiction of the sovereign under various aspects whereas the second section tries to answer the question of possible parallels between the conflict Austria – Prussia and the politically current situation during the 1930s between Austria and Germany.

7.2 Lebenslauf

Persönliche Daten

Sabine Wodni
geboren am 1. April 1988 in Wien

Ausbildung

- 1994–1998 Volksschule Dopschstraße 25, 1210 Wien
- 1998–2002 Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Franklinstraße 21, 1210 Wien
- 2002–2007 Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe / Sozialmanagement (Caritas Ausbildungszentrum), Seegasse 30, 1090 Wien; Matura mit Auszeichnung
- 2005–2006 Ausbildung zur Ordinationsgehilfin; Abschluss mit Auszeichnung
- seit 2007 Lehramtsstudium UF Deutsch und UF Englisch an der Universität Wien
- 2010–2012 Katholische Medien Akademie; journalistische Ausbildung unter der Leitung von ORF-Generalintendant i.R. Gerhard Weis
-

Berufserfahrung

- 09/2004–11/2004 Kinder- und Jugendeinrichtung *Am Himmel*, 1190 Wien (Praktikum)
- 12/2004–01/2005 Krankenhaus *Barmherzige Brüder*, 1020 Wien (Praktikum)
- 06/2005 *Belmont House Special School*, L'derry, Nordirland (Praktikum)
- 07/2005 Privatklinik *Goldenes Kreuz*, 1090 Wien (Praktikum)
- 06/2006–07/2006 *Children's Hospital & Regional Medical Center*, Seattle, WA, USA (Praktikum)
- 08/2007 Tageszeitung *Kurier*, 1070 Wien, Ressort „Leben“ (Volontariat)
- seit 03/2008 *Schloß Schönbrunn*, 1130 Wien (Aufsicht, Schlossführungen, Kassa)
- 09/2010 *Niederösterreichische Nachrichten*, Waidhofen/Ybbs (Volontariat)
- 02/2011 *Katholische Presseagentur (Kathpress)*, 1010 Wien (Volontariat)
- 09/2011 Wochenzeitung *Die Furche*, 1010 Wien (Volontariat)
- seit 09/2013 *Compass Verlag*, 1140 Wien (Projektassistentin, Lektorat)